

Werk

Titel: Erster Teil. Die Verkehrsmittel, Förderungen und Hemmnisse

Ort: Erlangen

Jahr: 1912

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?345572629_0031 | log9

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Erster Teil.

Die Verkehrsmittel, Förderungen und Hemmnisse.

I. Die Landwege, ihre Arten und ihr Zustand¹⁾.

Jean Sire de Beaumanoir teilt in seinem 1283 verfassten berühmten Gewohnheitsrecht von Beauvaisis § 719 die Wege, von den kleinen zu den grösseren aufsteigend, in fünf Gruppen. Da erfahren wir zunächst von dem vier Fuss breiten *sentier*, der die grösseren Wege unter sich oder eine Stadt mit der anderen verband. Gemeint ist unser „Pfad“, lediglich für Fussgänger bestimmt und ausdrücklich für Wagen aller Art verboten, was ja schon seine Enge von selbst unmöglich machte. Der zweite hatte eine Breite von acht Fuss; schon sein Name *chariere* deutet darauf hin, dass auf ihm kleine Wagen, Karren, fahren durften, immerhin war er aber noch so schmal, dass er nicht genügend Raum für zwei Karren nebeneinander bot. Dies war erst der Fall bei dem nächstfolgenden Wege von 16 Fuss. Auf ihm konnte man sogar *bestes* (= Herden) *mener*; er führte *de vile (champestre) a autre ou de marchié a autre*. Die grösste Bedeutung für den weiteren Verkehr hatten die beiden letzten Arten. Der eine, 32 Fuss breit, interessiert uns am meisten, weil auf ihm „*toute marcheandise*“ vor sich geht. „*Eles vont par les cités et par les chasteaus*“. Seiner Breite wegen war dieser Weg auch einem gesteigerten Verkehr gewachsen, denn *en ceste pueent aler charettes, et bestes i pueent peestre et arester et reposer sans mesfet*. Von grösstem geschichtlichen Interesse ist die letzte Gruppe: die der Römerstrassen, d. h. „*li chemin que Juliens Cefars fist fere*“. Bei einer Breite von 64 (!) Fuss hatten diese Wege eine ungeheure Länge und führten sogar über „*tres grans montaignes, de rivieres oude mares*“.

Mit Recht zweifelt der Herausgeber, ob denn wirklich eine so scharfe Scheidung unter den Strassen gemacht worden sei. In der Tat können wir in der gesamten afr. Literatur nirgends eine Bestätigung dessen, was Beaumanoir uns überliefert, finden, wenigstens nicht in Bezug auf die scharfe Einteilung. Die rein poetische Literatur verzichtet überhaupt auf genaue Definitionen und drückt sich lieber unbestimmt aus. Ja, unser Gewährsmann selbst bietet genug Anhalt zum Zweifel, so dass wir uns vielleicht so ausdrücken dürfen: B.' Angaben beziehen sich darauf, wie die Wege sein sollten, aber nicht darauf, wie sie waren. Hören wir ihn selbst (§ 730): „*Quant uns chemins est si durement empiriés en aucuns lieux que l'en ne le puet pas refere*

1) Zu diesem Kap. vgl. W. Wilke, Die französ. Verkehrsstrassen nach den chansons de geste. Halle 1910 = Zs. f. rom. Phil. Beih. XXII. Auf die einzelnen Verkehrsstrassen brauche ich also nicht mehr einzugehen.

(!) . . ., *il doit au souverain qu'il le face aler au plus pres du lieu la ou il estoit*“. Wir können uns das so erklären, dass die Wagen an sumpfigen oder holprigen Stellen ausbogen und dadurch die ursprüngliche Strasse verbreiterten, oft auch grössere Umwege machten. Dann musste der Weg wieder auf seine eigentliche Breite gebracht werden: *il doit estre ramenés a la largece* (§ 720).

Welche nähere Kenntnis gewinnen wir nun aus der sonstigen Literatur? Die Dichter kennen natürlich auch verschiedene Bezeichnungen, so reitet Tristan auf einem *sentier* (Trist. I, 4334). Esc. 14920 bestätigt die Bestimmung der Pfade: *la trouverez ·I· sentelet Qui a ·I· chemin vouz menra*. Nicht immer sind die Namen zuverlässig, sonst würde nicht Otin. 936 von einem *sentier* (!) reden, *Bien i purreient quatre chars encontrer*. Man sieht, das Wort *sentier* ist hier nur des Reimes wegen gebraucht. — Der Name *carriere* ist äusserst selten, wir begegnen ihm nur zweimal (Viol. 914, Fabl. M. I, S. 112, Vers 1125). In Durm. 2835 ist eine *rue chavee* erwähnt, *Qui plus de vint piez estoit lee*. Nur Namen ohne nähere Bezeichnung gibt Mel. 23132: *Or chevauce li escuiers Chemins, et voies et sentiers*¹⁾. Ähnlich Aiol 1820.

Massenhaft begegnen, besonders in den Epen, die oben erwähnten letzten beiden Gruppen, da sie als Hauptwege vorzugsweise bei grösseren Reisen benützt wurden. Freilich halten die Dichter beide nicht auseinander. So gilt die Bezeichnung *grant chemin* für beide. Wir finden die Angabe Beaumanoirs bestätigt, dass sie grössere Städte²⁾ verbinden, überhaupt für lange Strecken angelegt sind. So führte z. B. ein gr. ch. von Brindisi nach Rom (Esc. 1366). Andere Beispiele hierfür liessen sich in grosser Menge beibringen. In Jeh. et Bl. 2992f. verlässt Jehan, der Blonde entführt hat, die grossen, hellen Wege mit starkem Verkehr (*grant chemins*), um auf Schleichwegen (*sentiers plus ombrages*) sicherer vorwärts zu kommen.

Wenn daneben Ausdrücke begegnen, wie *grans chemins roiaus* (Antioche I, 758) oder einfach *chemin le roy*, wie in Gr. Chr. III, 242 u. ä., so ist damit die breiteste Art von Wegen gemeint, wie das auch Beaumanoir in Beauv. § 720 bestätigt. Einen ferneren Beleg bietet Narb. I, 3382, wo von einem *grant chemin real* von Narbonne bis Biterne in Spanien die Rede ist.

Dies Beispiel führt uns zu den Eigentümern der Wege. Auch hierüber klärt uns Beaumanoir auf (§ 721): *De droit commun tuit li*

1) Auch in übertragener Bedeutung stehen diese Ausdrücke — etwa dem deutschen „Wege und Schliche“ entsprechend: *Bien tint la voie et les santiers De justice et de loiauteit* (Dol. 8034).

2) Mel. 23806, wo ein gr. ch. in Duvelin (Dublin in Irland) endet; Alisc. 8274 bei Orange; Gar. II, 126, 11 bei Bordeaux; Huon 607 bei Paris; Elie 2490; Parise 925 bei Cöln u. s. w.

chemin, mëismement cil de ·XVI· piés, de ·XXXII· piés ou de ·LXIII· piés, sont et appartient . . au seigneur de la terre qui tient en baronie. In deren Hand lag also auch die Gerichtsbarkeit über alles, was auf solchen Wegen vorkam. Dass auch Städte Eigentümerinnen von Wegen waren, soweit ihre Befugnisse reichten geht aus § 732 hervor. Doch gab es auch Sonderbestimmungen je nach den einzelnen Landschaften.

Wie schon erwähnt, standen die breitesten Wege, die grossen Heerstrassen, unter der Oberhoheit des Königs. Vielfach waren es die alten Römerstrassen, wengleich sie auch nicht alle gerade aus der Zeit Cäsars stammen. Pigeonneau hat seinem Werke eine Karte beigegeben, aus der erhellt, mit welchem dichten Netz von Römerstrassen im 4. Jahrh. Gallien überspannt war; im einzelnen ist sie freilich nicht mehr ganz zuverlässig, besonders ist die Lage des berühmten Limes Romanus nach dem heutigen Stande der Forschung doch wesentlich anders gewesen. Bei Antioche I, 758, wo erzählt wird, wie sich der Papst aufs Konzil nach Clermont 1095 begab, haben wir unzweifelhaft an eine solche Römerstrasse zu denken, desgleichen Mort Gar. 2245f., wo die Beschreibung der Strecke Metz-Bar-le-Duc-Paris sich mit der alten Römerstrasse deckt. Ein ebenso eigenartiges wie interessantes Beispiel liefert uns ein sehr altes Denkmal: der aus dem 12. Jahrh. stammende Aquin. Hier wird in märchenhafter Ausschmückung erzählt, wie die Dame Ohés, die ein Alter von 300 Jahren erreichte, einen Weg von Quarahés in der Bretagne nach Paris anlegen liess, 864:

El fift fere ung grant chemin ferré,
Par ou alast a Paris la cité.
Quar le pays estoit de bouays planté;
A Quarahés, ce sachez de verté,
Fut le chemin commencé et fondé.

Nachdem die Arbeiten mehr als 20 Meilen gediehen, findet die Dame eine tote Amsel. Dadurch zu der Anschauung gelangt, *Que ycest secle n'est [tout] que vanité*, verfällt sie in Tiefsinn, worauf sie Vers 902 in die Worte ausbricht:

Ja ne sera par moy le chemin achevé,
Moult me repens don g'y ay tant oupvre.

Um diese Stelle (Vers 860—920), die ganz unvermittelt in die Erzählung eingeschoben ist, hat sich ein langer literarischer Streit erhoben. Interessant ist auf alle Fälle, dass wir aus ihr ersehen, wie lebendig noch im 12. Jahrh. die Erinnerung an die alten Römerstrassen war, ja F. Lot berichtet sogar (Romania XXIX, 383), dass diese z. T. heute noch unter dem Namen *chemin d'Ahès* im Volksmunde fortleben. G. Paris sieht (im selben Bande 416) wenigstens in einem Teile der Erzählung orientalischen Ursprung.

Über die Art, wie die grossen Heerstrassen angelegt sind, erfahren wir durch die Literatur leider so gut wie nichts. Die einzige Ausnahme bilden die Verse Brut I, 2657; nach ihnen gab Belin der Grosse seinem Lande vortreffliche Gesetze, und als er sich durch eine grössere Reise von der Unpassierbarkeit des Landes überzeugt hatte:

Bons pons fist faire, chemins haus
De pierre, de sablon, de caus.
Primes fist faire une caucie, . . .
Fort la firent li paifant.

Sie reichte von Cotenois (= Cornouaille) bis Catenois (= Catheness an d. schott. Grenze). Vgl. ferner 2667:

Del port de Hanstone (= Southampton) sor mer
Fist un chemin chaucié mener
Jusqu'en Gales a saint Davi.

Auch zwei andere grosse Wege liess er quer durchs ganze Land anlegen (2673f.). Nichts Neues bietet eine Reihe von Ausdrücken, die nur besagen, dass die grossen Wege „stark“, „festgestampft“ waren. Dahin gehört vor allem die häufige Bezeichnung *chemin ferré*, *grant chemin ferré* etc. Ferner *chaucié* (Charr. 1033, Wist. 175), auch *chaussie* (Guescl. I, 1579); *fort chemin* (Perc. 1155); *chemin fourchié* (Floriant 7645, Durm. 5057, 5406); *chemin bastu* (Narb. I, 5233, Durm. 5052; Perc 24 730 bei London erwähnt). Zur Hervorhebung dient Doon 4764 *grant voie batue* bei Mainz; schliesslich weist Claris 11876 *viez voie batue* darauf hin, dass der Dichter wohl an eine Römerstrasse dachte.

Das Bild, welches uns die afr. Denkmäler vom Zustand der Wege entrollen, ist im allgemeinen äusserst traurig. Nur ganz selten findet man ein Lob ausgesprochen. Nach Beauv. § 729 waren manche Wege mit Bäumen bepflanzt, doch kann nicht mehr entschieden werden, wie weit die Bemerkung für Gebiete ausserhalb von Beauvaisis Geltung hat. Das Beispiel Guescl. I, 4196 *chemin joli* steht einzig da; ebenso Rich. 1078: *Par ceste voye en avalés, Qu'il n'a millour en cest pays*. Nehmen wir dazu noch Durm. 10804 *Le chemin truevent bel et grant*¹⁾, so sind damit alle lobenden Beispiele so ziemlich erschöpft. Ein gewisses Lob liegt auch im Ausdruck *chemin plaignier* (Raoul 6024, Aiol 6551, Durm. 9364 wo D. einem Bauer nach dem *grant voie planiere* fragt, der nach Glastingebiere führe). — Dagegen sind die Belege für den schlechten Zustand unvergleichlich zahlreicher. Freilich merkt man die Absicht heraus, so dass wir nicht alles für bare Münze nehmen dürfen, denn um ihre Helden möglichst tapfer zu schildern, war ihnen natürlich jede Gelegenheit zur Ausmalung der Gefahren herzlich willkommen. Dazu boten die Fährnisse der Reise und nicht zum mindesten

1) Allenfalls gehört hierher Mel. 3741, wo es von Meliador heisst, er hielt sich im Walde auf dem Wege „Car il y est grans et ouvers.“

die schlechte Beschaffenheit der Wege Anlass genug. Dass dabei unwahrscheinliche Übertreibungen nicht ausbleiben konnten, ist erklärlich. So sinkt die Botin, welche ausreitet, um den Löwenritter zu suchen, bis an den Sattelknopf in den Dreck, Löw. 4847:

Et li chemins estoit si maus
Que sovant estoit ses chevaux
Jusques pres des cangles el tai.

Ausdrücke, wie *fausse voie* sind nicht selten: Viol. 2607, ebenso *voie torte*, krumm: Mel. 3593, 344, ferner *voies grieves* (Lign. II, 625). Dasselbe besagt *Tant vont la voie poi batue* (Lign. II, 2566). Die Hauptwege waren, wie schon gesagt, „fest gestampft“, welchen Vorzug die schmaleren Pfade nicht hatten, daher reitet Perceval mit seinen Begleitern absichtlich auf dem *grant chemin*, um „*la male voie eskiver*“ *Ki en este et en yver Estoit iluec et laide et male*“ (Perc. 41478). Dieselbe Erfahrung macht Perceval Vers 30560f., wo er gezwungen ist, die Heerstrasse zu verlassen und einen kleineren Nebenweg einzuschlagen, der als *durement herbose, anieuse* und *espinouse* geschildert wird. Die Ermahnung des Vaters an seinen Sohn (Cast. XVI, 9) *Les ganz chemins oirre toz dis* hatte also seine volle Berechtigung. — Mag auch vieles übertrieben sein, im Kerne hatten die Dichter doch zweifellos recht, deshalb möge denn zum Schluss gleichsam als Zusammenfassung noch ein allgemeines Urteil über die franz. Wege Platz finden, das sich im Aiol Vers 1168 an der Stelle findet, wo Aiol von seinem freundlichen Wirt Gautier dringend vor einer Reise nach Frankreich gewarnt wird:

Les chemins verés gastes et encombrés.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf den Zustand der Strassen in den Städten, so ist das Ergebnis keineswegs erfreulicher. Nur in wenigen Fällen gab es Pflaster, höchstens auf der Hauptstrasse, *maistre chemin* (Aiol 1292) oder *maistre rue* (ibid. 1342) genannt. Bezeichnend genug ist es, dass Renaus 6, 30 ausdrücklich hinzugefügt wird *Et trespasent la rue et le borc qu'est pavé*. Bevorzugt in dieser Hinsicht werden höchstens die grösseren Städte gewesen sein, wie z. B. Durm. 4417 von einer Stadt die Rede ist, die als *chiés de la contree* bezeichnet und von dem Helden des Romans gebührend angestaunt wird:

La vile qui trop bele estoit;
Car les rues sunt grans et lees,
Si estoient totes pavees.

Sichere Unterlagen für Paris bieten die Gr. Chr. IV, 34; nach ihnen befahl 1186 Phil August, um dem unerträglichen Gestank in den Pariser Strassen ein Ende zu machen, *que toutes les rues et les voies de la cité feussent pavees de gres gros et fors, soigneusement et bien*.

Wegweiser werden von Beaumanoir, der sonst auch an solchen Kleinigkeiten nicht vorübergeht, zwar nicht erwähnt, doch schliessen wir aus Rose 2329, dass es solche *enseignes de voie* schon in der Mitte des 13. Jahrh. gegeben haben muss. Bei grösseren Reisen war man auf landeskundige Führer (Knappen, Bauern, Kaufleute) angewiesen. Was sollte man sonst beginnen, wenn man, wie Meliador (Vers 23 853) vom rechten Wege abirrte? Nach Vers 12 059 mietet er sich einen Knaben, *Qui trop bien y savoit le voie*.

II. Wasserstrassen, Furten, Fähren und Brücken.

Die grösseren schiffbaren Flüsse bilden die natürlichen Verkehrsstrassen und sind daher stets als solche auch benutzt (Alisc. 2081 u. ä.), namentlich von Kaufleuten. Unter den frz. Flüssen nahm die Seine wegen der Bedeutung von Paris¹⁾ und weil der Schwerpunkt des Handels im N. lag, eine bevorzugte Stellung ein. So staunen die Söhne Aymers von Narbonne über den lebhaften Schiffsverkehr auf der Seine:

Voient les nes qui amoient le ble,
Le vin, le sel et la grant richeté.

Damals wurden die Flüsse übrigens in noch grösserem Masse als heute auch von einfachen Reisenden benutzt, die den Beschwerden und Gefahren einer Landreise aus dem Wege gehen wollten. Als z. B. Joinville zum Kreuzheer stossen wollte, ritt er von seinem Schlosse bis in die Nähe von Dongieuz (heute Donieux). *Des la* — erzählt er Joinv. 68 — *nous alames a Nansone et en alames a tout nostre hernoiz que nous avions fait mestre els nez, des Ansonne jusques a Lyon contrevail la Sone*. Ferner § 69: *A Lyon entrames au Rone . . .* bis er mit seinen Begleitern nach Marseille gelangte.

Grosse Schwierigkeiten machte oft das Passieren der Flüsse. In frommnaiver Weise frischt das Epos Anseis Vers 9500 f. das alttestamentliche Märchen vom Durchzug durchs Rote Meer auf: als Karl der Grosse nämlich mit einem starken Heere auf dem Marsche nach Spanien begriffen ist, kommt er zur Gironde. Keine Brücke, keine Fähre ist vorhanden. Was nun tun? Nach langem Überlegen betet der Kaiser in einem nahen Kloster zu Gott *Ke la riviere . . . Se parte en deus si ke tout sans misere Pasent mes gens*, worauf sein Gebet sofort Erhörung findet: *Li aige part, ne cort n'avant n'ariere*. Nun wird wohl mancher damals den gleichen frommen Wunsch im Stillen gehegt haben, die gewöhnlichen Sterblichen mussten sich freilich selbst zu helfen wissen. Man fahndete also gewöhnlich nach seichten Stellen, Furten, die denn auch fast in jedem Epos erwähnt werden (Karlsru. 256, Durm. 12 275,

1) Es genügt der Hinweis, dass das Pariser Wappen ein Schiff zeigt mit dem Wahlspruch *fluctuat nec mergitur*.

Rom. St. Mich. 479, Blanc. 417 u. viele andere). Beliebte ist die Ausmalung der Gefahren, so erfindet Renauld de Beaujeu im *Bel inconnu* Vers 319 ein *Gué perilleux* und fügt hinzu *Li passages est dolereus*. Phil. de Remi dagegen gewinnt dem notwendigen Übel die komische Seite ab. Während nämlich Jehan (Jeh. et Bl. 2743 f.) auf dem Wege von Dover nach Oxford behutsam die Furt durchwatet, wäre sein unvorsichtiger Begleiter, der Graf von Glocestre, beim Hindurchschwimmen fast ertrunken, worauf ihm Jehan vom sichern Ufer aus witzelnd zuruft, in Zukunft möge er doch lieber seine Brücke immer mit sich führen. Noch hübscher erzählt in Conte XVI des *Castoiment* der Vater seinem Sohne zur Belehrung, er sei eines schönen Tages in Begleitung von Kaufleuten an einen Fluss gekommen. Ein Bauer, nach dem kürzesten Wege zur Stadt gefragt, habe geantwortet, zwei Wege kämen nur in Frage, der längere, aber sicherere, über die Brücke, und der kürzere, gefahrvollere, durch die Furt. Er selbst habe nun dem Rate des Bauern gemäss den ersteren gewählt, während seine Begleiter in ihrer Eile durch die Furt gezogen seien. Aber wie!

Mais il lor est mal avenu

Li plusor ont lor sen [= chemin] perdu.

Und der Erfolg?

Les uns lor drapiax toz tordanz,

Les autres lor robes querrant:

Les uns plorant et garmentant

Et lor compaignons desplaignant.

War der Fluss zu tief, so konnte man an den wichtigsten Verkehrsstellen sicher sein, eine Fähre anzutreffen. Perc. 30 503 f. finden wir eine erwähnt: *une grant nef Qui est fremee a une clef A un kaisre grant et remu*. Um sich dem Fährmann (potonier) bemerkbar zu machen, blies man in ein Horn, *Qui a un pel pendus estoit* (Fl. et Bl. I, 1291), worauf dieser dann mit seinem Kahn (*batel*, vgl. auch Renaus 124, 10) übersetzte. Dafür musste dann das Überfahrtsgeld (paagier) bezahlt werden. Neben *batel* begegnet auch der aus dem Niederländ. *bac* stammende Ausdruck *bac* (Perc. 4201) und *nacelete* (Cast. X, 23). Die Bauart war nicht immer gut, heisst es doch *ibid.* Vers 24, der Kahn sei *foible et petitete*. Für starken Verkehr waren überhaupt solche Fähren nicht geeignet. Welche Schwierigkeiten musste es nun erst bereiten, wenn jemand etwa eine ganze Schafherde übersetzen wollte, und nur je zwei Schafe Platz finden konnten, wie es die eben angeführte Erzählung so drollig ausmalt!

An verkehrsreichen Stellen, besonders dort, wo grosse Heerstrassen durchzogen, oder in der Nähe bedeutender Marktplätze oder Städte, waren feste Brücken gebaut. Für letztere mögen als Belege u. a. dienen die Loirebrücke bei Orleans (Narb. I, 1856), die Rhônebrücke

bei Lausanne (Aiol 9197), die Moselbrücke bei Molin in der Metzger Gegend (Metz 101 e) und die wichtige Seinebrücke Pont Gilbert bei Lagny (Gar. I 16, 8). Nicht hierher rechnen wir, weil nur für Kriegszwecke dienend, die Schiffsbrücken, z. B. Antioche IV, 751, Metz 239 „*De neis, de planches font passaiges*“.

Da der Brückenbau damals die grössten Schwierigkeiten machte, legte man sie, wo es irgend ging, in der Nähe von Furten an, so Ferg. 3111 . . . *un grant pont, Par u on trespassoit les gués*. Bei wichtiger Lage hatte man natürlich ein besonderes Interesse daran, die Brücke auch zum Schutz gegen Feinde möglichst widerstandsfähig zu bauen, wie Guesel. II, 18 975 den „*pont de Lusac, qui fort est c'une tour*“, über die Vienne, einen Fluss in Poitou. In dem Fragment einer Sottie¹⁾ findet sich zu dem Pont Sainet Esperit die Bemerkung „*l'oumonne est bien mise*“. Nach Picot handelt es sich hier um die berühmte Brücke St. Esprit, nach der die Stadt St.-Saturnin-du-Pont benannt ist. Zur Aufbringung der Kosten der von 1265—1309 (!) erbauten Brücke wurden besondere Zölle erhoben.

Von Eisenkonstruktion ist nur einmal die Rede in Antioche V, 642 *Gardés bien et la vile et le pont de metal, D'Antioche . . .* (Nochmals genannt VII, 6 als *pont de fer*). Eben weil Eisenbrücken den Franzosen sonst unbekannt waren, ist diese vom Dichter besonders hervorgehoben, deshalb staunte sie das Kreuzheer auch als ein Wunderwerk „*de grant ancesserie*“ an.

Von leichter Bauart waren die Holzbrücken: *poncel* (Lign. II, 7157), oder *plance* (Aiol 7780), oder *pont de fust* (Gr. Chr. I 200), die starker Strömung oder feindlichen Angriffen wenig Widerstand leisten konnten, wie die Verbrennung des *pont des Mors* in Metz (Metz 178 f.) beweist. Am meisten Beachtung verdienen die Pariser Brücken, die wegen ihrer Bedeutung oft, besonders in den Gr. Chr. erwähnt werden. Es sind der *Grand Pont* (Gr. Chr. 2), auch *Pont aux Changeurs* genannt, weil auf ihm die Wechsler ihre Buden aufgeschlagen hatten, und der *Petit Pont*, in Gr. Chr. I, 200 einfach *pont de fust* bezeichnet. Beide spielen in der Pariser Geschichte eine grosse Rolle. Sie wurden im Laufe der Zeiten öfters vom Unwetter zerstört: so nach der Klosterchronik von St. Magloire im Jahre 1280; dasselbe geschah 16 Jahre später (ibid. 266) und im Decbr. 1325 durch den Eisgang, der in diesem Jahre wegen der aussergewöhnlichen Kälte und des plötzlich eintretenden Tauwetters besonders stark war und furchtbare Verheerungen anrichtete.

Wir dürfen von diesem Kapitel nicht Abschied nehmen, ohne noch einiger fabelhafter Brücken zu gedenken, welche die Phantasie

1) *Réc. gén. des sotties* par E. Picot. Paris 1902, I, S. 9, Vers 63.

der afr. Dichter erfunden hat. Perceval überschreitet behutsam die Glasbrücke *qui foibles estoit*:

De voirre ert et si estoit les
 ·II· piés et demi mesurés
 Et si clers estoit, sans mentir,
 L'eve puet on parmi veir. (Perc. 28427—28450).

In noch grösserer Gefahr schwebt der Laiz Hardiz, als er über die Magneteisenbrücke gehen will:

Tout iert de pierre d'aimant;
 L'aymant est de tel maniere,
 Que par devant ne par derriere
 Fers n'i touche, qui ne s'i praigne;
 Hons armez n'i vient, n'i remaingne. (Claris 22714).

Es bleibt ihm also weiter nichts übrig, als seine Rüstung abzulegen und nur mit dem Schwerte in der Hand hinüberzugehen. Von zwei anderen *moult felons passages* weiss noch Chrestien im Karrenritter Vers 659 f. zu berichten:

Li uns a non Li Ponz Evages,
 Por ce que soz eve est li ponz;
 Si a de l'eve jusqu'au fonz
 Autant de soz come de sus.

Merkwürdigerweise ist sie „*tot droit an mi; Et si n'a que pié et demi, De le et autretant d'espés*“ (dick). Die andere (Vers 672 f.) ist noch gefährlicher, *Qu'il est come espee tranchanz*, weshalb sie im Volksmunde *Le Pont de l'Espee* genannt wird. Später (3058) wird sie noch näher beschrieben als *mal charpantez*. Im Gegensatz hierzu wird die Brücke *Mautribles* im Fier. 4665 f. als ein wahres Wunder der Technik hingestellt:

·XXX· ars i a de marbre qui moult font a douter;
 A plonc et a ciment sont li quarrel fremé;
 ·X· breteques y a, chascune sor piler . . .
 Li mur qui sont entour ne font mie ablamer;
 Li plus bas a ·X· toises de haut tous mesurés.
 La larguece du pont ne vous sai aesmer.
 Bien i pueent ensamble ·C· chevaliers passer
 ·X· caenes i a travers le pont jetés,
 Et quant vient au besoing, bien les puet on fremer.

III. Beförderungsmittel zu Lande.

Auf das Reitwesen hier näher einzugehen, erübrigt sich, da Oschinsky sich eingehend mit ihm befasst hat. Man pflegte im allgemeinen zu reiten auf *chevaus*, die Damen auf *palefrois*, woneben auch der aus dem Englischen entlehnte Ausdruck *hagenee* (engl. hackney) vorkommt. Le Bel betont in seiner Chronik I, 47, dass die schottischen Pferde *haquenees* genannt würden, was auch Mel. 3199 bestätigt: *Sus*

hagenees et chevaus, Qu'il se sont trouvé en Escoce. Dass der König Alimodes auf einem *dromedaire* reitet (Blanc. 1083), wundert uns nicht weiter, da der Schauplatz der Erzählung eine 'estrange terre' ist. Damen bedienen sich gern der Sänfte, *litiere* (Mel. 27839); eine solche lässt Morenois für seine Schwester anfertigen und *Bien et bel clawer et couvrir*.

Zur Beförderung von Waren fanden Lasttiere Verwendung; der Gebrauch scheint nach der grossen Häufigkeit der Zitate allgemein verbreitet gewesen zu sein, was ja auch bei dem schlechten Zustand der Wege das Gegebene war. Die besten Pferderassen nahm man natürlich nicht dazu, denn zweifellos liegt in 'ronchin' (Herv. 326) etwas Verächtliches. Fast durchweg wird als Lasttier das *sommier* genannt. Was wird ihm nicht alles aufgepackt (*eumalé, troussé* Jeh. et Bl. 5430; *chargié* Perc. 11779)! Fleisch, Weintonnen, Getreide, Rüstungen, grosse Tuchballen, kurz alles, was Ritter und Reisende als Gepäck mit sich führen oder Kaufleute zur Messe bringen. Gut eignete sich für den Transport auch das Maultier, *mule* (Fier. 4421, Parise 747). Nach Mel. 13140 wurde es aber auch als Reittier benutzt, hier schämt sich sogar ein Herzog, der dus Patris, seiner nicht. Was Brunetto Latini S. 228 berichtet, ist sonst in der ganzen Literatur nicht zu belegen, dass nämlich die Ochsen aus Deutschland „*qui ont grans cors . . . sont bon por sommier et por vin porter.*“

In den Dichtungen gehen die Bezeichnungen für Wagen bunt durcheinander, denn nur danach, ob diese oder jene besser in den Vers, besonders in den Reim passte, wurde entschieden. Als sicher kann man annehmen, dass unter dem häufigen *c(h)aretée* oder *carete* und dem seltenen *charrois* (cf. Charrois 950 etc.) der grosse Wagen gemeint ist; das geht namentlich hervor aus den Schilderungen im Charrois de Nîmes und aus Wist. 161, wo die *carete* mit vier Pferden bespannt ist. Der Karren hatte den Namen *carretil* (Ren. III, 74), der vierräderige, wie Gui de Bourg. 240 zeigt, hiess *char* und konnte von einem Manne gezogen werden (Charr. 882). Ganz sicher führt uns die Etymologie auf die Beschaffenheit der *brouetee* (Guescl. I, 1508), oder, wie das Wort in Mousk. 21326 geschrieben wird, *bouroaites*; nach Körting liegt als Etymon **bi(s)rotetta*, Dimin. zu *rota* zugrunde, also war ein zweirädriger Karren gemeint.

Der Wagenlenker hiess *c(h)arretier* (Viol. 1198; Commynes I, IV. 42; Perc. 26555), wofür fast ebenso häufig *c(h)areton* vorkommt (Wist. 160; Guescl. I, 1514; Ren. XIV, 544).

Da Edm. Stengel eine Arbeit über das im M. A. so wichtige Botenwesen angekündigt hat, mag der Hinweis darauf genügen, nur sei auf die interessante Tatsache hingewiesen, dass der Pilger Richard nach seinem Epos von der Eroberung Jerusalems schon Brief tauben

kannte. Man bediente sich ihrer übrigens schon im alten Ägypten, auch bei den Griechen und Römern waren sie bekannt, im M.A. aber nur im Orient, so viel bis jetzt feststeht. Jedenfalls kannte auch Brunetto Latini sie nicht, der sie doch sicher erwähnt hätte, da er sonst einiges Sagenhafte von Tauben berichtet. Nach der Conqu. Jer. liessen die von den Kreuzfahrern in der Stadt eingeschlossenen Heiden auf Lucabels Rat Brieftauben auffliegen, die nach Damaskus fliegen und Hilfe holen sollten:

Les colons aportent, dont il ot plus de cent;
Les bres lor ont pendus ens es cox esroment.

Als die Franzosen diese erblickten, liessen sie Falken aufsteigen, welche von oben auf die Tauben niederschossen, die nun erschreckt auf die Erde flatterten, wo sie mit Leichtigkeit getötet wurden ausser zweien, denen man die Briefe abnahm und durch Dolmetscher übersetzen liess, worauf die Tauben, mit irreleitenden Nachrichten an den Sultan versehen, wieder losgelassen wurden.

IV. Unsicherheit des Verkehrs.

Gereist ist man zu allen Zeiten gern, denn nach dem Sprichwort bildet Reisen und macht reich = *De longues terres longues noveles* (Prov. vil. 91). Das galt auch damals nicht nur für die Kaufleute, welche aus Beruf reisen mussten, sondern allgemein für jedermann. Phil. de Remi spricht das deutlich gleich im Anfang seines schönen Epos Jehan et Blonde aus, wie denn überhaupt sein Held Jehan der Typus des lebensfrohen reiselustigen Junkers ist, denn warum immer an der Scholle kleben?

Tex hom demeure a son hofel
Qui a grant paines a du sel,
Que, s'il aloit en autre tere,
Il savoit assés pour aquerre
Hounour et amis et richece.

Freilich, so ganz einfach ging die Sache doch nicht: die schlechte Beschaffenheit der Wege verursachte doch vielerlei Beschwerlichkeiten. Einen Ritter von echtem Schrot und Korn fochten aber die *perilleuses voies* (Karre 658) nicht weiter an, auch der Kaufmann, der ernst seinem Geschäfte nachging, frotzte mutig der Gefahr, die auf allen Wegen lauerte.

Namentlich zur Nachtzeit ängstigten die wilden Tiere die Reisenden und machten *moult de doumages*, wie einmal naiv erzählt wird. Wölfe waren wohl die gefürchtetsten Tiere, die ja noch im vorigen Jahrhundert selbst in zivilisierten Gegenden noch nicht ganz ausgerottet waren, damals aber ausserordentlich zahlreich auftraten, wie Tresor 247 berichtet: *Loup habonde en Ytaille et en maintes autres terres*; auch

die Epen sind voll von Mitteilungen über ihre gierigen Raubzüge. Übertreibungen — wie eigentlich überall — bleiben auch hier nicht aus, sonst müsste das Rhônetal im 12. Jahrhundert nach St. Gill. 1232f. geradezu grausig gewesen sein:

Urs e liuns¹⁾ e cers e deins,
 Senglers, lehes²⁾ e forz farrins,
 Olifans (!) e bestes cornues,
 Vivres et tygres (!) e tortues, . . .
 E serpenz de mutes maneres.

Das alles war noch längst nicht das Schlimmste, am meisten hatte man vielmehr die Räuber zu fürchten. Noch um 1500 hören wir aus dem Munde eines Pilgers das Sprichwort *Qui porte argent porte sa mort* (Peler. S. 6), und nur zu vielen, die sich sicher und reich wähten, ist es im M.A. wie jenem Reichen ergangen, der *cuide miez vivre en granz solempnitez, Lendemain est trovez murtris et soubitez*. Oder, wie es einige Verse später heisst: *Hui a tant biens et joies, nus n'en puet plus avoir, Qui lendemain pert tout, cors, sens, vie et avoir* (Fabl. J. I, 199 f.). Ähnliche Beispiele liessen sich noch zahlreich beibringen. Können wir es unter solchen Umständen Berzé verdenken, wenn er fernab vom Getriebe der Welt um sich her, einsam in seiner Zelle die Zeitströmungen an seinem geistigen Auge vorübergleiten lässt und in seiner 'Bible' 693 f. zu dem pessimistischen Urteil kommt:

„Li uns de nous sont userier,
 Li autre larron au murtrier;
 Li autre sont plain de luxure,
 Et li autre de desmesure;
 Li autre plain de tricherie“?

Die erhitzte Phantasie erfindet Riesen, so Rich. 3300, wo Richard auf seinem Ritt gefährliche Wege benutzen muss: *Les voyes i font bestournees, Car Miles i manoit, uns leres*. Wir haben aber Anhaltspunkte genug, dass das Räuberwesen nicht nur in den Dichterköpfen spukte. In der Chronique Scandaleuse finden wir einige Bezeichnungen für die Hauptarten von Räubern (Journ. I, 3): *larrons, sacrileges, pipeurs et crocheteurs*, die sehr schonend unter dem Namen *povres creatures* zusammengefasst werden. Die Sammlung dieser schönen Namen bereichert noch Nr. 108 der Prov. vil. durch *coquin, ribaut* und Viol. 1201 durch *larron fossier*, was eigentlich den Wegebauer bedeutet, dann denjenigen, der sich auf der Landstrasse und in den Gräben umhertreibt.

Erklärlicherweise suchten sich die Räuber mit Vorliebe solche Stellen aus, wo sie auf lohnende Beute rechnen konnten. Mit uner-

1) Vgl. auch Aiol 1300.

2) = Weibchen des sanglier.

hörter Frechheit wird z. B. Fergus beim Passieren einer Brücke von einem gefürchteten Räuber, der sogar einen festen Turm¹⁾ sein eigen nennen konnte, mit den Worten angefallen:

Ici paie l'on le treuage,
Quant on veut el päis aler.

Dieser will also geradezu einen regelrechten Wegzoll erheben, ist diesmal allerdings an den Falschen geraten.

Um ihren Zweck zu erreichen scheuten diese verwegenen Gesellen vor keinem Mittel zurück, nichts war ihnen mehr heilig. Ein besonders einträgliches Geschäft verstanden z. B. jene sieben Räuber zu machen, die in Aiol 5709f. erwähnt werden. Sie nahmen in ihrem eigenen Hause, das sie als Herberge ausgaben, die ermüdeten St. Jago-Pilger auf, um sie im Schläfe zu töten und ihre Sachen an sich zu nehmen; nur hatten sie einmal die Rechnung ohne den — Gast gemacht, denn Aiol hatte bei seiner Einkehr Verdacht geschöpft und vorsichtigerweise sich in voller Rüstung zur Ruhe begeben. Durch ihn wurde der Bande dann endgültig das Handwerk gelegt. Auch sonst lesen wir von solchen, die allen sittlichen Halt verloren, u. a. von einem berühmten Kirchenräuber, welche der „Held“ einer Erzählung aus dem 15. Jahrh. ist, Thibault Le Roux, und in Claris 9357f. haben vier saubere Gesellen den traurigen Mut, einen Einsiedler in seiner Klausur zu überfallen. Schon diese lehrreichen Beispiele berechtigen zu dem Schluss, dass die Ganner ihr Handwerk vortrefflich verstanden, deshalb ist anzunehmen, dass jener Kauz in dem N.-Damespiel 'Marchant et Larron' wohl ziemlich allein dagestanden hat, der über schlechte Geschäfte klagt, Vers 180f.: . . . *sanglante terre! Il a ja pres d'un moys entier Que je ne poi gangnier denier, Ne ne passa que je sceusse A qui denier tolir peusse.*

Häufig treten die Wegelagerer in Banden auf, mit einem Hauptmann an der Spitze. Von einem solchen heisst es im Dolop. 7988:

Assez avoit de tez confreres,
Qui compaignie li faifoient
Et par nuit et par jors ambloient
En la contree et es provinces.
Conistables estoit et princes
Et maistres de la compaignie . . .
Bien estoient an 'I' tropel
'Lx', ou 'IIIIxx', ou cent.

In der Regel waren sie beritten und gut bewaffnet, hatten auch ihr eignes Argot, „*lor langaiges*“. Von solchen grösseren und kleineren

¹⁾ Sor la chaucie ot une tors
Que avoit fait un robeors
— — — — —
Que nus n'i osoit mais aler (3093f.).

Trupps wissen namentlich die Epen viel zu berichten, so H. Kap. 413, ferner Claris 668, wo von einer dreissigköpfigen Bande in der Bretagne die Rede ist: *Espees et gisarmes tinrent; Armez sont bien et richement*. Vgl. auch Le Bel II, 215. Wie solche Kerle und besonders die Anführer aussahen, erzählt Herv. 3998: *Hombaus li maistres fist moult a redoter, ·Xv· piés ot li glous en son ester, La char ot noire com armens destemprés Et les iex rouges con carbons embrasés*. Das Geschäft dieser 30 Räuber blühte grossartig — kein Wunder, da sie sich die Hauptverkehrsstrasse, die zur Messe von Tyrus führte, ausgesucht hatten (4002): *Le jour devant avoient ·II· abés Et un evesque, saciés vous, desrobés Et ·XVI· moines, ·V· canoines riullés, Moult grant avoir i orent conquesté ·XVI· sommiers d'or et d'argent tourses*. Endlich ereilte sie aber doch das gerechte Schicksal, indem der junge Hervis durch seine Tapferkeit bewies, dass er auch zu etwas Vernünftigerem fähig war, als dumme Streiche auf den Messen auszuführen.

Eine wahre Landplage waren die sogenannten Breibançon (Karre 4237), ursprünglich Söldnerbanden aus Brabant, die allmählich verkamen und sengend und brennend das Land durchzogen.

Leider hielt sich aber auch das Rittertum nicht von Räubereien fern, vielmehr wurden diese von ihm als sein gutes Recht angesehen. Girart von Viane frohlockt, als er im Rhôneetal einen mit reichen Schätzen beladenen Zug sarazenischer Kaufleute erblickt (Viane 199 f.); was kann ihn also hindern, sie zu überfallen, da es noch dazu „nur“ *paiens mescreant* sind, und die Armut drückend auf Girart lastet? Immerhin muten die Verse doch merkwürdig an, wo er von seiner bedrängten Lage spricht, sein Vater und seine Frau hätten nichts zu essen und die Klagen seines Erzeugers schnitten ihm ins Herz. Weshalb solle der, welcher die Macht habe, nicht zusehen, auf alle erdenkliche Weise zu Geld zu kommen, was kümmern ihn die Tränen anderer? Eigentlich sollten sich doch gerade die Ritter zum Schutz des Landes verpflichtet fühlen, wie Berzé 211 ganz richtig bemerkt, statt dessen aber seien sie schlimmer als die gefürchtetsten Räuber, ja sie lebten nur vom Ertrag ihrer Raubzüge „*Et vivoient de pillerie*“ (Mel. 10 375). So waren die ritterlichen Ehrbegriffe oft recht eigenartig, man weiss jetzt ja auch, dass der Frauendienst bis zu einem gewissen Grade Tünche war: auch im Rittertum ist es vorgekommen, dass Frauen geraubt wurden, wie Hervis 1439 vom Raub der schönen Beatris durch drei Vornehme erzählt. Sentimentale Gesinnung kann man den Rittern in diesem Punkte nicht gerade zuschreiben, trotzdem hören wir hin und wieder davon, dass sie von ihrem unrühmlichen Treiben abliessen. Das *Dit du chevalier qui devint hermite* (Fabl. J. I, 253) handelt beispielsweise von solch einem Ritter sehr vornehmer Abkunft, der mit Räufern niedrigster Art gemeine Sache gemacht, Klöster, Abteien,

Kaufleute u. s. w. ausgeplündert hat, schliesslich aber doch, von Reue gepackt, — Einsiedler wird.

Eine grosse Romantik lag aber trotz alledem im Raubrittertum, was man nicht verkennen darf. Schneller konnte man sich ja gar nicht Reichtum verschaffen, freilich Gefahren bot der Beruf genug, diese aber reizte die Ritter gerade, sie waren ihr wahrstes Lebenselement, und wem die Abenteuerlust nun einmal im Blute steckte, der konnte auf diese Weise sogar hochberühmt werden. In der Tat brachten es einige über den Ruhm eines Tageshelden weit hinaus, ihre Namen waren weit und breit in jedermanns Munde. Was von ihnen anfangs nur mit Schauern erzählt und mit Gruseln angehört wurde, verlor mit der Gewöhnung bald das Grausige, und da bei dergleichen Anlässen gern aufgebauscht wurde, bildete sich allmählich ein ganzer Sagenkreis heraus, bis schliesslich irgendein findiger Kopf die lockende Gelegenheit benutzte, die Volkserzählungen sammelte, ausschmückte, auch wohl eigene Zusätze machte, seinen Helden womöglich noch mit irgendeiner historischen Persönlichkeit identifizierte und so das Ganze zu einem Epos, einer Novelle oder dergleichen verwob. Mit solchen beliebten Stoffen konnte er von vornherein eines grossen Erfolges sicher sein. Die drei bekanntesten Erscheinungen dieser Art sind Robert, Wistasse und Foulkes Fitz Warin. Man nimmt jetzt nicht mehr an, dass Robert, der Held des Abenteuerromans und der Graf v. d. Normandie gleichen Namens eine und dieselbe Person sei. Er hatte nach Vers 210 eine starke Bande zweifelhaften Gesindels um sich vereinigt, mit der er als ihr Hauptmann die Gegend von Rouen unsicher machte: *Grant route de larons en maine Et de robeors mal faisans*, und 217 f.:

Se il encontre pelerin
Ne marcheant en son chemin,
N'a home nul ne le fait pendre,
U il le fait ardoir u pendre.
Or fait Robers de mal assés.

Dramatisiert ist das Leben des berühmten historischen Robert, des normannischen Herzogssohnes, in einem Mirakelspiel der N.-D.-Gruppe als „Robert le dyable“, in welchem auch seine Genossen Lambin, Hupin, Brise Godet, Boute en Courroie vorkommen, deren z. T. wenig vertrauerweckende Namen deutlich genug auf den zweifelhaften Beruf ihrer Träger hindeuten. Entschieden anziehender ist der Abenteuerroman *Wistasse le moine*, der sich in der Hauptsache mit der Figur des bekannten Raubritters und Freibeuters aus der 1. Hälfte des 13. Jahrh. beschäftigt und durch seine starke humoristische Färbung wirkt. Der Mutterwitz des Helden bricht überall bei seinen tollen Streichen durch. Als Probe geben wir die Verse 928 f., wo W. eines schönen Tages auf

einen Kaufmann aus Boulogne trifft, der als vielgereister Mann den Räuber natürlich schon kennt und sicher von der Begegnung nicht gerade sehr erbaut gewesen sein wird. Auf die Frage, wieviel Geld er bei sich führe, antwortet er der Wahrheit gemäss, da leugnen ja doch unnütz gewesen wäre: *Lx. livres de monnoie Porc jou chi en une coroie Et s'ai XV sols en ma bourse*. Schnell zieht ihn W. ins Gebüsch, zählt das Geld nach und händigt die Summe, da er sie richtig befindet, dem erstaunten Kaufmann wieder aus,

Et dist: „Va, a Diu te commanc.
Se m'ëusses de riens menti,
N'en portasses denier de chi;
Mais tu trestout perdu ëusses,
Que ja denier mais n'en rëusses,

worauf dieser glücklich, im Besitz seiner Habe geblieben zu sein, seine Strasse weiterzieht. Überhaupt sind gewisse grossmütige Züge — ähnlich dem soeben gegebenen Beispiel — an den bekannten Räubern nicht zu verkennen, die allerdings im Hinblick auf den sonstigen Charakter oft recht drollig anmuten. Manches sieht denn auch mehr wie Grossmut aus, was im Grunde doch nur gemeinste Gaunerei ist. Das ist z. B. der Fall bei der durchaus historischen Persönlichkeit des Ritters Foulques III. Fitz Warin, der sich 1200 an den Aufständen gegen Johann ohne Land beteiligte, auch sonst an der Spitze einer gewaltigen Räuberbande das Land brandschatzte und ausplünderte. Alle Mittel, die der König anwandte, ihn dingfest zu machen, blieben erfolglos, selbst das Aussetzen eines Preises von *myl lyvres d'argent* auf F.'s Kopf. Immer dreister geworden, lag er in offener Fehde mit dem König, dem er an allen Ecken und Enden zu schaden suchte. Als eines Tages zehn Kaufleute mit den kostbarsten Stoffen, die sie für den König und seine Gemahlin aufgekauft hatten, unter Bedeckung von 24 Bewaffneten durch einen Wald zogen, in dem Foulques mit seiner Bande lagerte, wurden sie von dieser plötzlich überrumpelt. Mit scheinbarem Grossmut fragt sie Foulques S. 58: „*Sire marchantz, si vus perdissez cest avoyr, sur qy torneroit la pierte?*“ . . . „*Sire, font yl, si nus le perdifoms par nostre coardise ou par nostre maveise garde demeyne, la pierte tornereit sur nus; e si en autre manere le perdifoms, en peril de mer ou par force de gentz, la pierte tornereit desuz le roy.*“ Das war ja einmal wieder eine prächtige Gelegenheit, dem König einen Schabernack zu spielen! Fluchs mass F. das Tuch einem jeden seiner Getreuen — als vornehmer Mann nicht zu knapp (*mes mesure avoit chescun assez large*) — zu, von den übrigen Sachen aber konnte sich jeder nach Herzenslust nehmen, so viel er wollte. Da die Kaufleute persönlich, wie sie selbst zugaben, keinen Schaden durch den Verlust der Waren hatten, konnten sie ja in aller Gemütsruhe dem König F.'s Gruss bestellen, der sie sehr gnädig entliess: *si [= F.] les*

[= march.] comanda a Dieu, e pria qu'il saluasent le roy de par Fouke fitz Warin, qe ly mercia mout de ces bones robes.

V. Schutz gegen das Räuberunwesen.

Es ist selbstverständlich, dass man nach Kräften dem Räuberwesen zu steuern suchte; war es doch immer eine der vornehmsten Pflichten, für die öffentliche Sicherheit zu sorgen, damit besonders der Handel sich ungehindert entwickeln konnte. Schon in Beauv. § 718 wird ein uraltes königliches Schutzgesetz erwähnt, von dem allerdings nichts überliefert ist, so dass wir vielleicht an eine unsichere mündliche Tradition zu denken haben: *anciennement, si nous avons entendu des seigneurs de lois, fu fes uns establissemens . . . que marcheandise pëust courre sauvement par le país en la garde des seigneurs*. Immerhin haben wir sichere Belege genug, dass sich die Könige von Frankreich alle erdenkliche Mühe gaben, die Macht der Raubritter, die der öffentlichen Sicherheit am gefährlichsten waren, zu brechen. Die Gr. Chr. erzählen häufiger davon. So erteilte den Schlossherrn Hue de Ponponne auf Gournay an der Marne das Schicksal, als er Kaufleuten ihre Pferde genommen hatte; König Phil. I. belagerte ihn in seinem Schlosse und zerstörte es (Gr. Chr. III, 242). Dasselbe wird uns *ibid.* S. 347 von Ludwig d. Gr. erzählt, der das Schloss St.-Briçon-sur-Loire zerstörte und seinen Besitzer gefangen nahm *pour sa roberie et pour ce qu'il brisoit les chemins et desroboit les marcheans*. Am tatkräftigsten jedoch trat Ludwig der Heilige auf, dem Frankreich für den Aufschwung des Handels im M.A. zweifellos am meisten zu danken hat, unterstützt von dem hochverdienten Estienne Boileau. Mit dessen Hilfe gelang es Ludwig, *que nul malfaiteur, ne liarre, ne murtrier n'osa demourer a Paris*. Ausdrücklich wird gesagt, dass keinerlei Standesrücksichten den König bei der Durchführung seiner Massregeln hemmend beeinflussten. Der Erfolg war glänzend: *les ventes . . ., les achas et les autres choses valoient a double, que quant li Roys y prenoit devant*. Auf seiner Rhönefahrt konnte sich der Geschichtsschreiber Ludwigs, Joinville, selbst von der Gerechtigkeit seines Herrn beim Anblick der Trümmer des Schlosses Roche de Gluy überzeugen, weil Roger, der Besitzer, harmlose Pilger und Kaufleute ausgeraubt hatte.

Soweit sie nicht selbststüchtigen Bereicherungsplänen huldigten, unterstützten auch die Barone den König in der Bekämpfung des Räuberunwesens, so Girart von Rousillon: *„De meurtres, de larrons faisoit tres grief vaigneance* (Ross. 571). Auch im kleinen konnte mancher, wenn er es nur ernst nahm, sich grossen Dank erwerben, wie der Profos im „Hervis“, von dem es Vers 38 f. heisst, er habe 22 Jahre lang sein Amt so gewissenhaft versehen, dass während dieser Zeit kein Raub oder Mord auf seinem Gebiete vorgekommen sei. Be-

sonders gerühmt wird in dieser Hinsicht Herzog Wilhelm von der Normandie mit dem Beinamen Longe-Espee, denn

Gaaigneur e marcheant
 Parmi sa terre trespasent
 Sunt assëur, ne dotent rien,
 Celes dreitures gardent bien
 Que sis peres li a laissiees. (Ben. I, II, 10333),

wodurch er sich die Ehrenbezeichnung „*la flor de tuz princes*“ erwarb. Ähnlich — *bon justicier* — nennt aus diesem Grunde der Menestrel de Reims Friedr. II. von Deutschland. Nach S. 235 war vorher die Unsicherheit im Lande so gross, dass kaum ein Priester nach Rom ziehen konnte, ohne ausgeplündert zu werden. Erst durch das energische Eingreifen Friedrichs trat Sicherheit ein: *et povoit on porteir son gourle plein de deniers sour son bourdon a son col que ja n'eust on garde.*

Übrigens lag es auch im eigenen Interesse der Machthaber, für Sicherheit zu sorgen, denn durch grössern Aufschwung des Handels wuchsen entsprechend die Einnahmen aus Zöllen. Das wussten die Kaufleute ebenso gut wie die Herrscher. Das veranschaulicht der wundervoll mit dramatischer Lebendigkeit beschriebene Aufzug der Kaufleute von Narbonne im ersten Teile von Narb.: Aymeri schickt seine eben erwachsenen Söhne bis auf Guibert fort, damit sie sich an befreundeten Höfen zu tüchtigen Rittern heranbilden sollen. Darin lag nun aber eine grosse Gefahr für die Stadt und besonders für deren Handel, noch dazu, weil Narbonne wegen seiner Lage häufigen Einfällen spanischer Sarazenen ausgesetzt war. Zweihundert Bürger ziehen also auf die Burg, rühmen Aymeri, der gerade Schach spielt, durch eine Abordnung ihren blühenden einträglichen Handel und tragen ihm die Bitte vor, seine Söhne zum Schutz ihres Handels dazulassen, denn sonst wäre es um die Sicherheit der Kaufleute geschehen; schon oft hätten sie auf ihren langen Reisen die Beobachtung gemacht, wie sogar die blossen Namen ihrer Herren ihnen genügend Schutz gewährten; wenn sie, nach ihrer Herkunft und ihren Herren gefragt, den Namen Aymeris und seiner Söhne mit Stolz genannt hätten, seien sie immer unbehelligt geblieben: *N'est si hardi qui nos ost adese* (Vers 325).

Die Strafen für Räuber und Mörder waren genau bestimmt und wurden zum Abschrecken mit grösster Grausamkeit vollzogen. Zwei Beispiele aus juristischen Werken mögen dafür Zeugnis ablegen: *Se aucuns est pris d'aucun petit larrecin, qui est fez par semblance de povreté, et il n'est seigneur, ne forbeniz, il forjure la vile. Et se il est forbeniz d'aucun leu, l'en li fet sein; et se il a sain, il est pendables. Et se il fet larrecin, comme de chevas, de granz robes, et de granz choses, il est pendables.* (Jost. S. 279). Hiermit stimmen im wesentlichen die *Coutümes de Beauvaisis* (§ 1642) überein: *car tout soit il ainsi que li*

lerres pour son larrecin perde la vie. Wie alt diese Strafe sein muss, beweist die Tatsache, dass schon in dem ca. 1130 entstandenen Cor. Loöis Vers 1744 die Wendung steht: „*Penduz doit estre comme larrons fossiers*“. Dass man mit dem Hängen im M.-A. so flink bei der Hand war, ist erklärlich, weil man noch keine Gefängnisse hatte und die Verliesse doch nur beschränkten Raum boten. Flüchtete sich ein Räuber in eine Kirche, so war er für die Zeit unantastbar; nichtsdestoweniger boten ihm die vielen, besonders an den Wegkreuzungen errichteten *crois de pierre ou de fust* keinen Schutz, denn sonst hätten die Verbrechen überhand genommen (Beauv. 741).

So dankenswert und unbedingt nötig das Bestreben der Landesherren war, den Handel und Verkehr zu schützen, so waren sie dem Unwesen doch nicht immer gewachsen, denn die gerissenen Räuber kannten jeden Weg und Steg, arbeiteten sich gegenseitig in die Hände und traten vor allem häufig in grosser Überzahl auf, und wenn nun gar ein Robert, ein Wistasse, ein Foulques an der Spitze einer Bande stand, war die Obrigkeit einfach machtlos. Man tut im Leben überhaupt gut daran, sich nicht auf andere zu verlassen, was im M.A. natürlich die gleiche, wenn nicht höhere Geltung hatte, als heute; wer also reiste, musste selbst sehen, wie er sich schützte, und da Not erfinderisch macht, ersann man alle möglichen Mittel, dem Unheil zu entgehen: bald durch Gewalt, bald durch List. Man pflegte vor der Reise im nahen Kloster um Schutz zu beten, und wer fromm war, dem half der liebe Gott oder die heilige Jungfrau oder ein Heiliger. Diesem Gedanken begegnet man öfter. Was für ein Aufwand wird im N.-D.-Spiel „March. & Larr.“ gemacht, um den ehrbaren, einsam seines Weges ziehenden Kaufmann zu schützen; N.-Dame spricht Vers 274:

Gabriel, sus, mon ami chier,
Et vous, Michiel, si en alons
En ce bois la et secourons
Mon ami q'un larron espie.

Das hilft denn auch dermassen mit vereinten Kräften, dass der Räuber sich bekehrt und sogar Eremit wird. Da grosse Vertrauensseligkeit allein zu gewagt war, hielten sich die Kaufleute doch lieber an Realeres. So war es Brauch, sich Geleitsbriefe, Pässe, zu verschaffen (Trist. II, 1406). Aus St. Voyage 2 geht hervor, dass solche manchmal sogar verlangt wurden. Der Ritter von Anglure kommt auf dem Wege von Pavia nach Venedig auch an den „*pont de Mente*“, der „*est la premiere entree de la terre de monseigneur de Tarante. Illec fault monstrier bulletes et lettres*“. Deutlicher noch heisst es bald darauf: *Et par tous lesdits passages fault monstrier lettres et bulletes, qui les a.* Das hatte auch praktische Bedeutung: *qui n'a lettres de past, sy fault il payer la gabelle partout.* Geleitbriefe hatten sich auch die in der

hübschen Erzählung von der Gräfin von Ponthieu vorkommenden Kaufleute ausstellen lassen. Unterwegs fischen sie zufällig die Tonne auf, in welche der Graf von P. seine Tochter gesperrt hat, die sie nun gut pflegen. Zum Unglück überfallen Sarazenen das Schiff, denen die Kaufleute erzählen, *k'il aroient le conduit des princes et des haus barons, et k'il pooient aler en toutes terres sauvement*. Da sie aber als erfahrene Männer nicht mit Unrecht fürchten, dass ihnen in solcher Lage die Briefe allein herzlich wenig helfen würden, kommen sie auf den pffigen Gedanken, die schöne Grafentochter den Sarazenen als Geschenk für ihren jungen Sultan anzubieten, der, wie sich herausstellt, als echter Orientale für die unverhoffte Gabe grosses Verständnis hat. Die Kaufleute ihrerseits sind froh, mit heiler Haut und ohne Verlust ihre Fahrt fortsetzen zu können.

Zu ihrer Sicherheit pflegten Kaufleute viel in grösseren Trupps zu reisen, nahte dann eine Gefahr, so konnten sie sich gegenseitig helfen, auch nahmen sie zuweilen eine Anzahl Bewaffneter mit, die ihre wertvollen Warenzüge begleiten mussten, wie wir aus Fouques ersehen, wo zehn Kaufleute 24 *serjauntz armés* gemietet haben. Vgl. auch Herv. 3946 f., welches Beispiel zugleich zeigt, wie bunt zusammengewürfelt zuweilen solche Begleitmannschaft war: aus Frankreich, der Champagne und Burgund. Ihren Dienst liessen sich die Leute gut bezahlen. Selbsthilfe war im M.A. die einzige Gewähr für Sicherheit, sie war auch natürlich erlaubt und eine einsichtige Obrigkeit billigte es auch, wenn man sich ihrer eigenen Beamten erwehrte, falls sie die Gesetze übertraten. Ludwig der Heilige ist auch hierin wieder das glänzende Vorbild eines gerechten Herrschers: Joinville erzählt als Augenzeuge, wie er in Paris auf einen Karren mit drei Toten traf, die ein Priester getötet hatte. Die Untersuchung ergab, dass es sich um Angestellte des berühmten Chatelet handelte, die „*aloient par les rues forainnes pour desrober la gent*“ (Joinv. 64). Diese hatten den Priester bis aufs Hemd ausgeplündert; der verlor aber seine Geistesgegenwart nicht, sondern erstach die drei Getreuen mit einem Jagdmesser. Solcher Mut gefiel dem König, der den Priester zur Belohnung in seine Dienste nahm, da er zu etwas Besserem geschaffen schien. Damit wollte Ludwig zugleich ausdrücken *que ma gent voient que je ne les soustendrai en nulles de leurs mauvesties*.

War mit Gewalt nichts auszurichten, oder standen den Reisenden keine genügenden Mittel zur Verfügung, die Kosten für Miete und Unterhalt von Bewaffneten aufzubringen, verfiel man auf List. Auch hier verdanken wir wieder dem „Hervis“ wertvolle Angaben. Hervis selbst nimmt auf die Reise zwei tüchtige, geschickte Knappen mit, die er in Mönchskutten steckt (3898 f.). Nach den Versen 3038 gibt ihm Biatris auch den Rat, sein Araberross und seine kostbaren Gewänder zurück-

zulassen und sich an deren Stelle mit einem alten Klepper (*ronchin*) zu begnügen und ärmliche Kleider anzuziehen, damit die Wegelagerer keine Schätze bei ihm vermuten.

VI. *Schiffahrt.*

Für den Hafen begegnen zwei Ausdrücke: *port* und (*h*)*avene*, *hafne*, welche anscheinend unterschiedslos gebraucht werden. Zuweilen kommen auch beide Ausdrücke zugleich vor, wie Blanc. 4572, Aiol 1604 *Al port et al droit avene [si] m'amena*. Vielleicht ist man danach zu der Vermutung berechtigt, in *havene* in diesem Falle den Anlegeplatz zu sehen, der sonst *estrände* heisst (St. Gill. 1042). In Huon 2564f. lesen wir, dass die Aufsicht über Häfen einem besonders tüchtigen Manne übertragen war, der für Sicherheit und Ordnung zu sorgen hatte. Hier ist es der in dem Epos so viel erwähnte Garin, der in Brandis = Brindisi *Maronniers est, le port a a garder*. Da die Hafenplätze wegen der oft ungeheuren Schätze, die dort lagerten, mit Vorliebe von Räufern heimgesucht wurden, waren sie z. T. stark befestigt. Ein solcher Wachturm, „*tour d'ordre*“, von Boulogne wird Baud. III, 265 erwähnt; in ihm liegt Aquin 238 eine starke Besatzung:

Ung riche homs guiestoit es estäys
 O bon servanz, armez, de fer vestis,
 Qui le port gardent et par niez et par dis,
 Les nefz, les barges et les dromons ausis
 Qui illec viennent de moult laintain pays.

Da sich mancherlei Gesindel an diesen Stätten einfand, kommt es, dass die Häfen in den Dichtungen eine grosse Rolle spielen; wenn irgend ein unsauberer Handel abgeschlossen werden sollte, war man sicher, gerade hier verwandte Seelen zu finden; namentlich der Menschenhandel stand hier in schönster Blüte. So fällt eines der Kinder Octavians von Rom, die er samt ihrer Mutter verstossen hat, unterwegs in die Hände von Räufern, die nichts Eiligeres zu tun haben, als es im nächsten Hafen an Kaufleute 'loszuschlagen'. Abnehmer für solche 'Ware' fand man schon; das wissen auch die erwähnten Räuber: *A ce port ça a marchans, François, Poitevins et Normans, Qui volontiers l'achateront* (Oct. Vers 494). Dergleichen Geschichten könnten noch mehrere angeführt werden, bekannt ist ja z. B., dass die Königin von Neapel, um ihren Sohn Floire von seiner Geliebten, der Sklavintochter Blancheflor, zu trennen, diese im Hafen von Neapel an Kaufleute aus Babylon verkaufen lässt, wofür sie einen bedeutenden Preis erhält: *Trente mars d'or et vint d'argent, Et vint pailes de Bonivent, Et vint mantiaus vairs osterins, Et vint bliaus indes porprins, Et une chiere coupe d'or* (Fl. et Bl. 425). Zum Schluss möge noch eine Episode aus Orson erwähnt sein, die so recht zeigt, mit

welcher Gerissenheit ein solcher Handel abgeschlossen wurde: Orson von Beauvais hat die schöne Aceline geheiratet, in die der Graf Ugon v. Berri verliebt ist; um nun in ihren Besitz zu gelangen, bleibt ihm nichts anderes übrig, als Orson zu beseitigen, was er denn auf folgende eigenartige Weise tut: Er erscheint nachts dem Orson als Engel und befiehlt ihm, eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande zu machen und Ugon mitzunehmen. Nach dem Erwachen steht bei Orson der Entschluss fest, Ugon erbietet sich natürlich zuvorkommend, sofort ein Schiff zu mieten; er spiegelt sarazenischen Kaufleuten vor, er wolle ihnen einen Herzog, den er in seiner Gewalt habe, verkaufen, worauf diese gleich eingehen. Ugon geht nun mit O. aufs Schiff und verschwindet eiligst, als dieser eingeschlafen ist. Orsons Erstaunen beim Erwachen auf hoher See kann man sich denken.

Bevor wir uns zur Schifffahrt wenden, werfen wir noch einen kurzen Blick auf die Schiffe selbst; auf ihre innere Einrichtung hier einzugehen, erübrigt sich freilich deshalb, weil eine Untersuchung darüber augenblicklich in Arbeit ist, die sicher unsere Kenntnisse auf diesem Gebiete bereichern wird, da gerade in dieser Hinsicht die afr. Literatur reiches Material bietet, namentlich in anglonorm. Texten und den Kreuzzugsepen, allen voran im 'Bauduin'. Trotzdem wäre es nicht angängig, dies Kapitel völlig zu übergehen, da es zum Verständnis des Ganzen unentbehrlich ist. Sehr zahlreich sind die Bezeichnungen für Schiffe; die gebräuchlichsten Namen sind *nef*, *vaissel*, *navie* und *galie*, unterschiedslos gebraucht, überhaupt muss man sich immer vergegenwärtigen, dass die Dichter in der Wahl der Bezeichnungen keineswegs konsequent verfahren, sondern sich oft lediglich von vers- und reimtechnischen Gesichtspunkten leiten liessen, was früher (S. 3) schon einmal betont ist. Immerhin bieten uns einige Quellen völlige Klarheit, so dass wir folgende Gruppen unterscheiden können: Die grösste Schiffsart war der *dromon* (Baud. I, 664, Aquin 241), der Schnellsegler, und fand vorzugsweise als Kriegsschiff Verwendung, spielt also in den Kreuzzugsepen eine hervorragende Rolle, aber auch Kaufleute bedienten sich seiner. So fährt Bauduin mit Pilgern und Kaufleuten auf einem *dromon*, der „*plus tost que nul oisiaus*“ übertreibend Baud. X, 1081 genannt wird. Häufig begegnet für Seeschiffe auch die Bezeichnung *chalant* (Orson 208, Baud. III, 251), das ebenfalls für weite Reisen Verwendung fand. Für die Überfahrt von Frankreich nach England dient Jeh. et Bl. 5267 ein *vaissel*, zuweilen auch ein Flusschiff bezeichnend. Im allgemeinen aber sagte man im M. A. hierfür *batel* (Aiol 9274), wie es deutlich Manek. 6819 zeigt: *Des batiaus entrent en la nef*, was durch den Vers 8399 bestätigt wird, wo die Reisenden wieder ans Land gehen und nun auf kleineren Schiffen den Fluss hinauffahren: *des nes es batiaus entrent*. Nicht konsequent dient *batel* als Seeschiffsbe-

zeichnung in Mort Gar. 565 *Qu'a un batel passa otre la mer*. Dass wir trotzdem bei unsrer Auffassung bleiben dürfen, beweist ausser dem schon Angeführten die Stelle Parton. 1964 f. Hier wird nämlich ausdrücklich gesagt, dass P. an der Loiremündung landet, aber nicht weiter kann, und deshalb ein batel besteigt, das von dem Seeschiff herabgelassen wird:

La nes est grans; ne puet a mont
 Por les gors qui en Loire font.
 Un batel ont cil de la nef
 Mis jus en l'eve moult soef.

Neben *batel* findet sich *barge* wohl am häufigsten für Flussschiff, auch *petite navie*, ferner *naige* und *nacelle* kommt vor. Letztere beiden sind erwähnt in der Prophétie de Lambelin (abgedr. in 'Metz'); in *naige*, das ursprünglich das Fahren auf dem Wasser bedeutet, haben wir eine lokale Benennung der Metzger für *nacelle* zu sehen. Damit ist aber die Reihe der Schiffsbezeichnungen noch längst nicht erschöpft; eine Auslese anderer gibt Alexandrie 1874:

Or vous vueil les vaissiaus nommer
 Qui flotoient parmi la mer.
 Il y avoit coques et barges,
 Panfiles, naves grans et larges,
 Griparies et tafourees,
 Lins et fyacres et galees,
 Targes a chevaus et huiffiers.

St. Gill. 774 fügt noch *buce* und *kenar* hinzu, letzteres < engl. *cnear*. Ein niederländischer Ausdruck scheint *hokebot* zu sein (Mel. 9883), das zwar *petit* genannt wird, aber doch Pferde mit ihren Begleitern aufnehmen kann (Vers 9909). Bei der Bedeutung der Niederländer für die Schifffahrt ist es natürlich, dass wir häufiger auf niederländische Bezeichnungen stossen; in Lign. II, 9643 wird auch einmal der Eigenname eines *nef des Flamenz* überliefert, der *l'Orgueilleuse* lautet, also einem Kriegsschiff angehörte. Germanischen Ursprungs ist auch das erwähnte *batel*. Der Einfluss der englischen und niederländischen Schifffahrt hat sich ausserdem in zahlreichen auf die Ausrüstung bezüglichen Ausdrücken niedergeschlagen. Das näher zu verfolgen, ist nicht unsere Aufgabe. Die Niederländer vermittelten z. T. den Verkehr Frankreichs mit England, wofür Commynes I, 288 einen erfreulich sicheren Beweis gibt, der berichtet, dass der Herzog von Burgund dem König Eduard IV. in Dover eine grosse Anzahl Schiffe zur Überfahrt seines Heeres sandte: *Le roy Edouard estant a Douvres, pour son passaige luy envoya le duc de Bourgongne bien cinq cens basteaulx de Holande et Zelande, qui sont platz et bas de bort, et bien propices a porter chevaux, et s'appellent santes*. Sie müssen allerdings ungemein klein gewesen sein, denn sonst

hätte die Überfahrt des Heeres trotz der grossen Zahl der zur Verfügung stehenden Schiffe, und trotzdem die Entfernung Dover-Calais nur sieben Meilen beträgt, nicht über drei (!) Wochen gedauert, was C. mit Recht als höchst merkwürdig hervorhebt. Auch erhellt die Keinheit dieser *santes* aus einem Vergleich, den C. zieht: *Ung seul navire d'Eu [= Heu] print deux ou trois de ses petitz passagiers.*

Die allergrösste Bedeutung für die Schifffahrt hatten im M.A. die Venediger, von ihren sich über die ganze damals bekannte Welt erstreckenden Handelsbeziehungen wird später noch zu sprechen sein; hier beschäftige uns zunächst ihr Schiffsbau. Bei ihnen hören wir zum ersten Male von einer im grossen Stile angelegten Werft. Wieder ist es das Reisetagebuch von 1395 des seigneur d'Anglure, dem wir so manche sorgfältige Beobachtung verdanken. In *St. Voyage* § 340 heisst es: *A Venise a ung grant lieu clos et bien fermé de murs et de mer, que l'en appelle l'Archenal; c'est le lieu ou l'en fait les ouvrages de la cité, c'est assavoir les galees dont il y en auroit, bien 'iiij^{xx} et dix, que vielz que neufves, a terre seiche et a tois couverts. Apprés y foit on les cordes des vaisseaulx, et Dieu scet se les maisons ou l'en fait sont longues. Apprés y sont les forges ou l'en fait les anchres tant des galees comme des nafves. Apprés y fait on les rames et l'artillerie pour armer iceulx vaisseaulx.* Im folgenden Abschnitt nennt er auch die verschiedenen Namen für die Venediger Schiffe: *coques, paufriers, mairans, destriers, grippories, et aultres vaisseaulx.* Für das erwähnte *grippories* sagt Commynes II, 204 *grips* und nennt diese Art *petitz navyres*; es sind also wohl die berühmten Barken gemeint, *barquetes*, die derselbe II, 206 als *nectes et couvertes de tapisserie et beaulz tapis veluz dedans* beschreibt, die ein farbenprächtiges Bild abgegeben haben müssen. Sie vermittelten den Verkehr in den Kanälen der Stadt, von denen der Kanal Grant „la plus plus belle rue que je croy que foit en tout le monde“, der nach unserem Gewährsmann (II, 208) so breit und tief war, dass selbst Schiffe von 400 Tonnen und mehr dort passieren konnten.

Die Gefahren einer Seereise waren ungemein mannigfaltig und werden von den Dichtern in düstern Farben gemalt. Auch hier sind es wieder die Räuber, die gefürchtet wurden, für die Villon im G. T. 135 den Ausdruck *escumeurs* gebraucht, während sonst allgemein *larrons* und *robeors* begegnet. Einzelnen werden diese kaum aufgetreten sein, meist schlossen sich einige verwegene Gesellen zusammen und waren sogar im Besitz eigener Schiffe. Bauduins Schiff wird von 40 (!) gut bewaffneten Räufern überfallen, die das Schiff erklettern und nach kurzem, heftigem Kampfe die Besatzung überwältigen (Baud. II, 534). Da sie mit der Beute nichts anzufangen wissen, machen sie sie gleich zu Geld, wobei die Frechheit, mit der sie vorgehen, geradezu ver-

bluffend ist: Nach der Landung in der friesischen Hafenstadt Lusarches lässt (Baud. II, 631f.) der Räuberhauptmann — wieder *maistre* genannt — in der Stadt ausrufen, dass im *hostel Guillemer* Kostbarkeiten aller Art billig zu verkaufen seien, worauf denn auch sofort alles, was Beine hat, dahinstürmt. Als das glänzende Geschäft im Handumdrehen schon gemacht ist, werden die Räuber schliesslich doch noch überumpelt und verhaftet. Erfahrene Seeleute rechneten natürlich von vornherein mit Überfällen, waren daher, wo sie konnten, zu gegenseitiger Hilfeleistung gern bereit. Das sehen wir z. B. an dem Schiffer, der Jehan nach Dover übergesetzt hat und auf ihn wartet, um ihn in seine Heimat Frankreich wieder zurückzubefördern: Als Jeh., völlig erschöpft durch den raschen Ritt mit der schönen Blonde, am Strande anlangt und sein Nebenbuhler, der Graf von „Clocestre“ ihm die schöne Beute abjagen will, hat der Schiffer im Augenblick Rüstungen bereit, in die er seine Kameraden von den Nachbarschiffen steckt; mit deren Hilfe gelingt dann die Flucht. Dass Seeräuber vorzugsweise Hafenorte überfielen und die Küsten unsicher machten, ist selbstverständlich; deshalb unterhielten die Venediger um 1400 eine eigene Wachtflottille: *Item, il y en a viij [scil. vaisseaulx] qui gardent le gouffre de Venise jusques vers Modin [auf Morea], pour les robeurs de mer* (St. Voyage § 341).

Nicht mindere Gefahren bot das Meer selbst, wenn starke Stürme die Wogen peitschten. In der Schilderung dieser Seenöte überbieten sich die Dichter gegenseitig, aber durchaus nicht zum Schaden der poetischen Wirkung; hier lässt man sich auch die Übertreibungen einmal gern gefallen, denn die Phantasie hat hier breiten Spielraum, so dass dergleichen Stellen zu den Lebendigsten und Anschaulichsten mittelalterlicher Poesie gehören, wie z. B. die wundervollen Verse 2290f. im *Wilhelmsleben*. Bieten sie doch einmal etwas ganz anderes als die ewigen Schlachtenszenen, die allmählich durch formelhafte Erstarrung an Wirkung einbüßen mussten! Freilich bildeten sich auch hier gewisse feststehende Züge heraus, die aber doch — wenigstens bei wirklich grossen Künstlern — nicht so weit in formelhafte Erstarrung entarteten, dass ganze Verse Wort für Wort übereingestimmt hätten. Einzeln geschah das freilich doch. Typisch sind z. B. solche Züge, dass mitten auf dem Meere, meist in der Nacht, plötzlich ein furchtbarer Orkan losbricht (*tormente grande et mervelleuse*: Auc. 289; *vens oribles* Baud. X, 1087; *tempeste* u. ä.), der das Schiff viele Tage oder Wochen wie eine Nusschale hin und her wirft und schliesslich an die Küste eines *pays estrange* vershlägt, so dass die Schiffer nicht wieder auf den rechten Weg kommen können, „*ravoiiier*“, wie der stehende Ausdruck dafür lautet. Der Bauduin leistet gerade hierin unübertreffliches. Es wäre wirklich lohnend, diesen Schilderungen als Kunstmittel einmal auf den Grund zu gehen.

VII. Zölle.

Eine wichtige Einrichtung, die besonders für Kaufleute nicht gerade sehr angenehm war, waren die verschiedenen Arten von Zöllen, die an die jeweiligen Besitzer der Wege, Brücken u. s. w., an Grenzen, in Häfen u. a. Orten, an Adlige, Geistliche, Städte, Fürsten entrichtet werden mussten. Von einer sehr alten Zollgerechtsame, die Chilperich II. (nicht I.) dem Bischof von Tournay verlieh, berichtet Mousket in seiner Reimchronik. Die Stelle ist auch deshalb interessant, weil wir aus ihr fast alle gangbaren Namen für die verschiedenen Arten von Abgaben erfahren, weshalb wir sie hier wiedergeben, Vers 1128:

. . . la vöerie ausi,
 Et les forages leur guerpi,
 De vin, de ciervoise et de miés . . .
 Si leur donna le wïenage (1132)
 Des nes et tout le pontenage, . . .
 Que vake, ne ronks, ne bués, (1136)
 Karaite u kars ki s'en va lués,
 Et l'estalage des mierciers
 Et de quan c'on vent a deniers
 Ont il le tonniu plainnement.

Bei aussergewöhnlichen Anlässen, z. B. wenn ein Weg um- oder neugebaut werden musste, trugen die Kaufleute die Kosten, weil, nach Beauv. § 730, diese *le plus grand aifement ont du chemin*. Wieviel ein Brückenzoll etwa betrug, zeigen in Fl. et Bl. die Verse 1359 f., wo es sich um eine Brücke in der Nähe Babylons handelt:

Ja a cel pont hom ne passast,
 Quatre deniers ne li donast,
 Et puis quatre cil a cheval.

Ein Reiter hatte danach mehr zu zahlen als ein Fussgänger.

Statt des obigen *vöerie* ist für den Wegezoll *peage* (< *pedaticum*) der gebräuchlichste Ausdruck, nach ihm heisst der Zolleinnehmer *peageur* (Pierre Ch. 108; 1706). Einträglich waren vor allem die Hafenzölle. So ist Alisc. 8481 die Rede von den Einnahmen aus den spanischen Häfen Porpaillart und Tortelose: *m' mars d'or pesés, ·XX· muis de poivre et ·C· pailles rōés*. Noch höher ist die durch den Hafenzoll Babylons aufgebrachte Summe, nämlich 3000 Unzen Gold täglich (Fl. et Bl. II, 2335). Das ist natürlich dichterische Übertreibung.

Öfters lesen wir, dass Zollbeamte und ihre Herren ihr Amt missbrauchten, so klagt der Dichter des Rosenromans Vers 7013: *Que les honors les mears remüent*, was er 7019 f. näher begründet:

Cil qui les chemins ont tenus
 Par quoi funt as honors venus.
 Car cil funt fel et orguilleus,
 Despiteus et mal femilleus.

Ähnlich wird in Capif. geklagt über *faulx prelats Et les faulx prescheurs*. S. 14 heisst es da: *Pourquoy preschent y deulx sentiers, Fors que pour aquerir tribut Et amasser force deniers*. Offener Raub ist es natürlich, wenn der bertichtigte Fel de la Garde (Durm. 3255f.) jedwedem, der an seinem Standorte vorbeikam, gleichviel ob Dame, Ritter, Knappe oder Priester, als „Zoll“ sein Pferd wegnahm.

Den Tribut musste namentlich der Arme als sehr drückend empfinden, auf Gnade hatte er im allgemeinen wohl kaum zu rechnen, mitunter gab es unter den Zöllnern aber doch auch Leute, die ein weiches Herz hatten und einem armen Teufel den schuldigen Betrag ganz oder zum Teil erliessen. Sehr richtig sagt Nr. 108 der Prov. vil: *De quoi donra paiage, qui rien ne porte?* Das erkennt denn auch dankbar der arme Bauer an, dem für seine Tonne Salz der Zoll erlassen ist: *Ge fui trop povres si n'el poi baillier mie. Il me lesserent por mes enfanz qu'il virent* (Charr. 907). — Mancher drückte sich auch durch Schmuggeln um den Zoll herum (Perc. 6461).

Einsichtige Herrscher haben immer ihr Augenmerk auf das Zollwesen gerichtet, von dessen Regelung ja so viel abhängt. Nach Joinv. 379 erliess der Heilige Ludwig gleich nach seiner Rückkehr aus Palästina eine lange Verordnung für die bailliz, vicontes, prevos und maires: *„Aprés, nous deffendons que Bailliz ne Prevos ne facent deffendre de porter ble, ne vin, ne autres marcheandises hors de nostre royaume sanz cause necessaire . . .“* Auch Philipps III. Bemühungen in Zollangelegenheiten waren erfolgreich. Im Jahre 1270 (Gr. Chr. V, 13) schloss er nämlich mit dem Könige von Tunis einen Vertrag, nach welchem sämtliche Kaufleute, die den Hafen von Tunis anliefen, von jeglichem Zoll befreit sein sollten. Vorher mussten sie den 10. Teil von allem, was sie in diesem Hafen an Waren hatten, abliefern. Von einer auf 7 Jahre gewährten Zollfreiheit, *franchise*, wird uns im 'Vivien' erzählt, die auf Bitten Viviens vom Könige von Navarra und Pamplona aus Dankbarkeit für seine Verdienste den Kaufleuten Pamplonas verbrieft wurde.

Zum Schluss möchten wir noch auf einige recht merkwürdige Zölle hinweisen, die zwar nur Gebilde dichterischer Phantasie sind, die wir aber dennoch wegen der ausdrücklichen Betonung der literarischen Seite dieser Arbeit nicht übergehen zu dürfen meinen. Es war einmal ein König mit Namen Meniadus, der nannte unermessliche Reiche sein eigen und führte ein weises Regiment, nur eine Schwäche hatte er: er war fürchterlich neugierig und wusste deshalb alles anzuwenden, Neuigkeiten aus aller Herren Länder zu erfahren. Zu dem Zwecke erliess er den Reisenden allen Zoll, dafür aber mussten sie ihm erzählen, erzählen und immerzu erzählen; denn *Nouvelles d'estranges manieres Avoit cis rois durement chieres* (Cleom. 6549). Und wenn er

so recht befriedigt war, beschenkte er noch obendrein die reichlich, welche ihm am meisten — vorlogen. Eine andere schöne Geschichte steht im Fierabras. Es handelt sich um einen Zoll auf der wunderbaren Brücke Mautribles, die wir ja schon kennen; bewacht wird sie von einem gewaltigen Riesen, der mit mächtiger kupferner und stählerner Keule Roland den Weg versperrt. Bei den Verhandlungen des Herzogs Naimés mit dem Ungeheuer wird nun folgender drollige „Zoll“ gefordert:

Tout premerain demant ·VIIC· sers racatés,
 Et ·C· puceles castes et ·C· faucons miés,
 Et ·M· palefrois fors, ·M· destriers sejournés,
 Et du pié du ceval ·M· mars d'or esmerés,
 Après d'or et d'argent. ·III· sommiers trousés.
 C'est li trëus Du pont . . .

Ganz bescheiden ist die Forderung nicht. N. verspricht zwar den Zoll zu entrichten, hält es nachher aber doch für entschieden billiger, durch Verkleidungen den Wächter zu täuschen und so mit seinen Leuten über die Brücke zu kommen.

VIII. Steuern.

Ein düsteres Kapitel in der Geschichte des M.A.! Die Gründe dafür werden wir gleich kennen lernen. — Mannigfach waren die Bezeichnungen: *imposicion, gabelle, coustume, exaction, subvencion, taille* wurden sie meistens genannt. Selten ist der Ausdruck *äie* (*äye, ahie, ahaie*) Ben. II, 26 701; *hansage* war ursprünglich eine Abgabe für das Recht der Teilnahme an der Hanse, wird aber Mel. 17 952 in dem allgemeinen Sinne von Steuer gebraucht. Ausserdem findet sich einmal der sehr bezeichnende Name *maletoulte* in Gr. Chr. V, 116. Es gab direkte und indirekte Steuern, von letzteren erfahren wir bei weitem am meisten. Wenn es die Finanzlage des Landes gerade erforderte, wurde fast alles versteuert, eine hübsche Zusammenstellung davon gibt die Klosterchronik von St. Magliore aus dem Jahre 1296 in den Versen 244 f.; vielleicht wäre es da richtiger gewesen, anzugeben, was eigentlich nicht versteuert werden musste. Ausser auf Getreide und Wein — dies sind die gewöhnlichsten Steuern — lagen Abgaben auf allerlei anderen Waren,

Et mesmement sur tous mestiers,
 Seur taverniers, seur boulangiers,
 Et seur drappiers, et seur freppiers,
 Et si n'oublie pas les oeus,
 Ne vaches, ne toriaus, ne beus,
 Ne les pourcians, ne les signiaus.

(Vers 258.)

Häufig erreichten die Steuern eine beträchtliche Höhe. Besonders gross war der Erfolg, wenn, wie aus der Stelle Magl. 244 f. besagt, die Weinststeuer gerade in ein gutes Weinjahr fiel. Wegen der Wichtigkeit der Steuern für den Staat, besonders auch deshalb, weil sie fürs Volk fast immer äusserst drückend waren, ist es erklärlich, dass die Chroniken voll von Berichten über sie sind, die so deutlich die Stimmung der empörten Bevölkerung widerspiegeln. Interessant ist die Tatsache, auf die ich sonst nirgends gestossen bin, dass bei einem Weinkauf im grossen der Käufer im kleinen aber der Verkäufer den festgesetzten Steuerbetrag entrichten musste (Gr. Chr. VI, S. 321). Die Stelle ist auch sonst noch bemerkenswert, weil der Chronist einmal bis ins einzelne auf das verwickelte Steuersystem eingeht, sie möge daher als Probe wörtlich folgen; es handelt sich um die von Karl V. 1369 auf Salz, Wein etc. verhängte Kriegssteuer: . . . *l'imposicion de douze deniers pour livre et la gabelle du sel; et si leveroit l'en un fouage de quatre francs pour chascun feu en ville fermee; et en plat päys un franc et demi . . . En oultre, l'en paieroit pour chascune queue de vin que l'en vendroit en gros le treiziesme denier, . . . et si paieroit l'en le quatriesme denier du vin que l'en vendroit a broche. Et a Paris, l'en paieroit pour chascune queue de vin françois que l'en mettroit en la ville douze sols parisis, du vin de Bourgoigne vint quatre sols parisis, et pour chascune queue de vin de Beaune et de St. Poursain trente deux sols parisis.*

Die Steuern pflegten an höhere Adlige, reiche Kaufleute, Lombarden, Juden verpachtet zu werden, die, um tüchtigen Gewinn herauszuschlagen, durch ihre Einnnehmer (*receveurs*) die Beiträge in rücksichtsloser und z. T. ungesetzlicher Weise eintreiben liessen. Die Klage über dergleichen Bedrückungen klingt deutlich in der um 1500 in Rouen gespielten Moralität „Capifol“ durch, wo der Commun sich über den Adel beschwert in den Worten (S. 10) *Noblesse me blesse . . . c'est par ces oficiers, Qui, pour amasser des deniers, Trouvent mille traditions . . . Ils me font payer taille . . .* Und als die Noblesse naiv fragt, weshalb der Labeur denn eigentlich klage, kriegt sie Ähnliches zu hören: *Des gens d'armes Que noblesse mect sur les champs.* Wir haben ja schon in frühern Kapiteln gesehen, wie selbstherrlich der Adel schaltete und waltete. In puncto Steuern wusste aber nicht minder die Geistlichkeit, die seit jeher einen guten Magen gehabt hat, sich in maiorem ecclesiae gloriam durchzusetzen. Ihr gelang es denn auch, von Steuern befreit zu werden. So berichten die Gr. Chr. IV, 31, dass im Jahre 1186 der Herzog von Burgund den Kirchen und Klöstern seines Landes, denen vom König ausdrücklich „*franchises*“ gewährleistet waren, *grievous tailles, contre les roiaux munimens*, auferlegte, worauf ihn der König zwang, alles wieder zurtückzuerstatten.

Mit grosser Begeisterung sind wohl nie Steuern bezahlt, es ist also nicht zu verwundern, dass widerrechtliche Hinterziehungen vorkamen,

wovon aus dem 13. Jahrh. Artes. XXIV Zeugnis ablegt, wo viele reiche Kaufherren mit Namen aufgeführt werden, die absichtlich zu niedrige Angaben über ihren Besitz gemacht hatten.

Der Unmut über die Steuerlasten brach sich manchmal offen Bahn. Unter Chilperich wanderten schon viele wegen der „*griefs tailles et de grieves exactions*“ aus (Gr. Chr. I, 185). Ferner heisst es dort, dass ein Profoss Marques, der durch Drohungen und Schimpfreden die Leute zur Zahlung zwang, von dem empörten Volke getötet wurde. In Paris kam es im November 1380 aus denselben Gründen sogar zu offenem Aufruhr (Val. 291), so dass sich schliesslich eine Abordnung an den König und den Herzog von Anjou mit der Bitte wandte, den Steuersatz zu erniedrigen.

Am empfindlichsten wurde das Volk getroffen, wenn Steuern aus bestimmten Anlässen erhoben wurden, die an und für sich schon Not und Elend über das Land brachten. Ich meine die Kriegssteuern, welche die Kosten für die Kriegführung aufbringen mussten. So forderte Philipp der Schöne 1296 für seinen Krieg mit dem König von England bestimmte Zahlungen je nach dem Vermögen zunächst bloss von den Kaufleuten, was aber bald auf die gesamte Bevölkerung, auch den Klerus, ausgedehnt wurde (Gr. Chr. V, S. 116). Im Jahre 1360 musste das Lösegeld (*raençon*) für den König Johann im Betrage von *trente six cens mille francs flourins de fin or* bezahlt werden — eine für damalige Begriffe ungeheure Summe. Im Parlament wurde deshalb von den Prälaten, dem Adel und den getreuen Städten eine Steuer bewilligt, die sechs Jahre in Frankreich erhoben werden sollte, und zwar *douze deniers pour livre et la gabelle et le treizieme du vin, et sur le plat päis cinq solz pour feu* (Val. S. 122). Das war immerhin noch das kleinere Übel, wurde man doch wenigstens dadurch den Feind aus dem Lande los! So ziehen sich die Klagen der Chronisten über die Steuerlasten in endloser Kette durch ihre Werke hindurch (cf. Pigeon-neau livre II, chap. I).

IX. Masse, Gewichte, Münzen.

Wenn in den Epen von längeren Reisen die Rede ist, verzichten die Dichter in den meisten Fällen auf Angaben der Dauer oder der Länge der Wegstrecke. Geradezu formelhaft erstarrte Wendungen, die darum auf Schritt und Tritt begegnen, sind etwa *De lor jornees ne vos sai aconter* (Cor. L. 282). Das ist doch wenigstens ein ehrliches Bekenntnis! Oder aber es wird einfach über die Reise stillschweigend hinweggegangen und nur das Endziel angegeben. *Puis s'en alerent tant qu'il sont a Poitiers* (Cor. L. 1993). *Le jor ont faite grant jornee* ist ebenfalls typisch. Sonst wird die Anzahl der Tagereisen genannt, die von einem Orte zum andern zurückgelegt werden, doch nur äusserst selten

bieten solche Stellen einige Gewähr für die Richtigkeit, ist es doch beliebt, bei grossen Strecken von *XV jors* zu sprechen. Aiol reitet an der Loire entlang und braucht fünf Tage, um von Poitiers nach Orleans zu gelangen (Aiol 1885). Um eine kleine Strecke nur oberflächlich anzudeuten, genügte es, zu sagen „so weit ein Pfeil fliegen kann“: *arcie* (Ren. III, 35); *Car bien ·III· archies ou ·IIII· Avoit de le cele riviere* (Escan. 13442). Ungefähr dasselbe besagt der Ausdruck *arbalestree* (Viol. 4653), der die Strecke bedeutet, welche ein Armbrustbolzen durchfliegen kann. Handelt es sich um noch kleinere Längenmasse, so sind für ungenaue Schätzungen Namen gewisser Körperteile die natürlichsten und nächstliegenden Bezeichnungen: *pié* (wurde richtiges Längenmass), *pouce, coude, paume, poigné* (Gr. Chr. II, 238). Bei der Beschreibung des Schwertes von Sansadoine (Antioche V, 536) bedient sich der Dichter folgender Massbezeichnungen: *Une toise ot de lonc; moult estoit li brans les, Bien avoit plaine paume et deus pols mesurés*. Von eigentlichen Massen kann bei den Genannten natürlich noch nicht die Rede sein. Diese gab es in reicher Fülle; da aber der Wert in den verschiedenen Zeiten und Ländern beträchtlich geschwankt hat, ist es schwer, ja z. T. unmöglich, einen einheitlichen Normalwert anzugeben. Eine weitere Strecke bezeichnete *lieue*, die Meile, sie ist heute 4 km lang. *Entre Chartres et Paris, N'a que ·XX· lieues* (Jubin. 'Resveries' S. 41), die Form *lue* kommt vor Boeve 1237. Für „Seemeile“ gilt dasselbe Wort, nur Baud. XV, 10 wird *de mer* hinzugesetzt. Aiol 7060 erscheint das Diminutiv *lieuete*. Interessant ist die nicht seltene Übertragung des Wortes auf die Zeit, so z. B. Fabl. MR. III, 150: *A ·II· lieues pres d'ajourner*; *ibid.* I, 54 *Une liue devant le jor*. Die *toise*, die besonders im Tuchhandel eine grosse Rolle spielte, stammt aus dem lateinischen *tensam* und bedeutet ursprünglich die Spannung, dann die Spannweite der Arme, Klafter, davon *toiser* = messen. Die Hälfte davon war die *demie*: Antioche IV, 214 *Une toise et demie en est li chiés volés*; *demie* könnte sich wohl auch auf andere Masse beziehen. Fast immer ist beim Tuchhandel die *aune* verwendet. Wer mit zu kurzer Elle mass, wurde bestraft (Beauv. § 760). Zwischen der Mannigfaltigkeit gerade der *aunes* durchzufinden, war sehr schwierig; die verschieden grossen Ellen wurden je nach dem Orte, wo sie Geltung hatten, benannt; z. B. hat das Tuch, das der drappier dem Pathelin anbietet, *Le de Brucelle* (Path. II, 92). In den 'Foires' ist uns eine genaue Zusammenstellung der Tuchballenlängen in *aunes* ausgedrückt überliefert, wir finden unter ihnen Schwankungen zwischen 24 und 46 Ellen. St. Denis, Paris und Ligny massen nur nach Ellen. Die der Champagne scheint eine ganz besonders grosse Verbreitung gehabt zu haben. Wieviel die *traitie* (Durm. 2712 und 3392) betrug, habe ich nicht ermitteln können; vermutlich hängt das Wort zusammen

mit *trait* < *tractus* = Zug, Landstrich. Es folgt dann *arpent*: Otin. 1720, Baud. XVI, 1026 etc., wo ein Längenmass damit gemeint ist; dass es aber auch eine Fläche bezeichnete, geht hervor aus Gr. Chr. VI, 226, wo erzählt wird, dass im Jahre 1362 die Weine erfroren waren und man von 100 *arpens* kaum eine *queue* (s. u.) erhielt. Eingehend handelt Beauv. 753 von diesen *arpens*. Ausdrücklich wird dort hervorgehoben, dass Gehölz, Garten, Wiese, Weinberg nicht nach *mines*, den *mesures de terre*, gemessen wurden, sondern nach *arpens*. Zwei Arten unterschied man: die eine umfasste 100 *verges*, diese wieder zu 20 Fuss, die andere umfasste auch 100 *verges*, aber zu je 25 Fuss, „*et c'est li drois arpens le roi*“. Diese stand fest, während die Grösse der ersteren nach den einzelnen Gegenden sehr schwankte. Beaumanoir betont im § 755, dass die grössere *verge* „*est fete et establee par le souverain, ne les autres mesures ne sont venues fors par acoustumance et par soufrance de seigneurs*.“ Daraus würde sich ja ihre Verschiedenheit ganz von selbst ergeben. Da es wegen des ungleichen Wertes der Masse bei Käufen zu unliebsamen Weiterungen kommen konnte, waren Bestimmungen darüber erlassen, welches Mass Geltung haben sollte. Beaumanoir macht dies im § 746 klar an den bei ihm ständig erwähnten Personen Jehan und Pierre. Angenommen, J. käme zu P. nach Creeil und schlösse mit ihm einen Kaufvertrag über 10 Scheffel Getreide, nach Clermont zu liefern, ab. Welches Mass solle nun gelten, das von Creeil, wo der Vertrag abgeschlossen, oder das von Clermont, des Erfüllungsortes. B. entscheidet sich für letzteres — vorausgesetzt natürlich, dass keine Sonderabmachungen von beiden Parteien getroffen wären. Der fünfte Teil eines *arpent* war der *sillon*, dessen Name uns in Villons drolligem Selbstbekenntnis (Vill. GT. 1887) aufbewahrt ist:

Qui fuft nommé François Villon.
Oncques de terre n'ot sillon.

Wir erwähnten schon die *mesures des terres*; über sie bekommen wir in Beauv. 752 ganz eigenartige Aufschlüsse: *la ou la mesure du grain est petite la mesure de terre est petite*, weshalb Beaumanoir auf den Gedanken kommt, man habe in alten Zeiten die Landmasse nach denen für Getreide gemacht; denn wie man 12 *mines* Getreide auf 1 *mui* rechnete, so rechnete man auch 12 *mines* Land auf 1 *mui* Land. Auch hier — wie überall — stossen wir auf grosse Schwankungen, um aber wenigstens ein einigermaßen klares Bild vom Verhältnis der einzelnen Masse zueinander zu bekommen, sei erwähnt, dass in Clermont die *mine de terre* 60 *verges* von je 25 Fuss betrug.

Die *livree* (Fabl. MR. I, 35, Ducs S. 99, H. Capet 14 u. s. w.) bezeichnet ursprünglich ein Stück Land, das jährlich ein *livre* einbrachte.

In den Hohlmassen herrschte noch grössere Mannigfaltigkeit. Der Wert schwankte sogar in Städten desselben Landes. Wem an

einem richtigen Masse gelegen war, liess es sich aichen mit dem Siegel des Landesherrn (Beauv. 749). In einigen Städten war diese Aichung für Getreidemasse sogar Vorschrift, Zuwiderhandlungen wurden mit hohen Geldstrafen belegt (§ 757), dazu natürlich die falschen Masse vernichtet. Klagen über falsches Mass finden sich häufig: Fabl. J. I, 286, ferner *ibid.* 191 im *Dit des mais*:

Cil qui oevres de pois, de nombre et de mesure
Necessaires nous sont; mais chascuns pis mesure
A son voisin qu'a soy; por ce, contre droiture,
Usent de double pois de divers alëure.

Drollig mutet es uns an, wie eifrig der Wirt im Jus Nicholai S. 169 die Güte seiner Weine anpreist und beteuert, dass er nur vollwertige Masse verwende und sich nach dem Tarif (ban) der Stadt richte:

Je n'en serai a nul fourfait
Ne du vendre ne du mestrait,

wenn wir S. 181 f. in der prachtvollen Wirtshausszene in seine Betrügereien mit falschen Massen eingeweiht werden. Eine weise Obrigkeit liess sich aber nicht auf die Dauer hinters Licht führen: Beauv. 758 erzählt von einem „Pierre qui sires estoit d'une vile“, den mehrere Klagen über Betrügereien in Wirtshäusern zu Ohren gekommen sind. Daraufhin kontrolliert er und trifft schliesslich auf einen Schlauberger, von dem es heisst, *si tost comme il vit que Pierres aloit par les tavernes . . . il prist les sieues mesures et les depeça, si que quant Pierres i vint, il n'i trouva que les tessons des mesures qui estoient depecies*. Selbstverständlich wird er auf dieses corpus delicti hin gefangengesetzt, die Urteilsbegründung finden juristisch interessierte Leser im folgenden Paragraphen.

Eine scharfe Scheidung zwischen Korn- und Flüssigkeitsmassen bestand in vielen Fällen nicht. Das grösste Mass war der Scheffel, *mui*, hauptsächlich für Getreide gebraucht. Aus seiner Verbreitung erklärt sich seine Beliebtheit in Sprichwörtern. *Por un mui d'or conblé* (Gui de B. 1212) = „um alles in der Welt“. In der Bedrängnis hätte mancher Ritter gern *V muis d'argent por un mui de farine* gegeben (Mort Aym. 1626). Ein schönes Sprichwort aus dem Munde des gemeinen Mannes hat uns noch der Menestrel de Reims in seiner Chronik 109 aufbewahrt: *En un mui de cuidance n'a pas plein pot de sapience*. *Müee*, eigentlich *muiee* bedeutet „Scheffel voll“, und verhält sich zu *mui* wie *poignee* zu *poing* u. a. Nach Du Cange freilich ist *modiata* auf das Land, das mit einem Modius besät wird, beschränkt¹⁾. Dass *mui* auch für Flüssigkeiten verwendet wurde, zeigt die Stelle Vill.

¹⁾ Tobler in d. Anm. zu Vers 2848 des *Besant Dieu*.

G. T. 117 *Dix muys de vin blanc*. Nach Beauv. 750 umfasste der *mui* 12 *mines*, deren Gehalt wechselte; deshalb war es gut, auf seiner Hut zu sein, „*en quel lieu et a quel mesure il fet son marchié*“. Eine *mine* umfasste einen halben *setier* (Fabl. MR. III, 252). 24 solcher *setiers* gingen auf einen *mui* (Beauv. 751). Auch der *sestier*, *setier*, *sistier* fand als Weinmass Verwendung (Fabl. MR. IV, 139). Dieser doppelte Gebrauch findet sich auch bei dem *boisseau*, wovon sechs eine *mine* ausmachten, drei eine halbe *mine*. Auf einen *boisseau* gingen wieder sechs *boisses* (Godefroy). Vgl. auch Gr. Chr. V, 226, nach welcher Stelle bei der grossen Salzsteuerung im Jahre 1315 ein *boissel* Salz für zehn Pariser *sols* und mehr verkauft wurde, noch dazu — was viel heissen wollte — *en forte*, also in gutem Gelde. Häufiger erwähnt ist noch das *lot*, das vier *pintes* fasste. Merkwürdigerweise war das Lot Bier grösser als das Lot Wein, indem ersteres 128, letzteres aber nur 107 *pouces cubes* enthielt. Godefroy führt statt *pinte* den in einigen Gegenden gebräuchlichen Namen *chopine* an, und für *lot* „*une quarte*“. *Quarteron* (Bourg. 254) — hier ein Mass für Birnen — ist wohl identisch mit *quarte*. Das halbe Lot hiess *demi-lot*, das in der berühmten Wirtshausszene im Jus Nicholai S. 181 erwähnt wird. Wenn Godefroy *lot* und *quarte* gleichsetzt, können wir auch wohl *demi-lot* und *demie* (Fabl. MR. VI, 63) gleichsetzen. Eine lokale Bezeichnung ist *Poitevinee* (Fabl. MR. VI, 65), ein Mass im Werte eines *denier de Poitou* = $\frac{1}{4}$ *denier de Paris*. Wieviel das Galer. 6745 vorkommende Kornmass *aissin* betrug, war nicht zu ermitteln. Das Miracle ND. de Berthe 2664. erwähnt noch den *piquotin*, der, wie aus der Stelle hervorgeht, ebenfalls für Korn und Wein gebraucht wurde.

Wir vergegenwärtigen uns, dass von den Genannten nur der *mui* ausschliesslich für feste Körper, besonders Korn, verwandt wurde, alle übrigen aber zugleich Masse für Flüssigkeiten waren. Diese wurden ebenfalls in einem Schlauch aufbewahrt, *une bout*, der nach Fabl. MR. I, 226 drei *sestiers* enthielt, oder in Tonnen. Gewöhnlich hiess die Tonne *le tonnel*, sie wird häufig erwähnt bei Weintransporten, wobei sie auf das *sommier* gebunden wurde, zur besseren Herstellung des Gleichgewichts oft zwei zugleich, wie es ja auch alte Miniaturen darstellen. Eine kleine Butte, ein Fass, hiess auch *botel* (Vill. PD. 142), die kleine Tonne *baril* (Vill. GT. 1020) oder *boucel* (Fabl. MR. I, 226; III, 200). Zu den kleinen Gefässen, die namentlich beim Weinausschank verwendet wurden, gehörte der Zuber, *tine*, welches Wort noch nfrz. vorkommt und sich mit unserer 'Tiene' deckt (Escoufle 684). *Galet* (Le Bel. I, 56) und *galoie* = Gallone (Fabl. MR. I, 122) werden gleichbedeutend sein. *Seau*, *seel* war ein bauchiges Gefäss für Wein und findet sich in Commynes I, IV, 43 erwähnt. Hierhin gehört auch die schon bei anderer Gelegenheit erwähnte *queue* (Gr. Chr. VI, 226).

Daneben gab es noch eine stattliche Reihe kleinerer Masse: *pipe*, *pippe* (Commynes I, 252), *madelin* (Jubin. 103), *conche* (Commynes I, IV, 42) und *de* (Vers 1082 des N.-D.-Spiels Nr. VIII Un Pape qui vendi le basme).

Bedeutend einfacher lagen die Verhältnisse bei den Gewichten, denn eine solche schier unglaubliche Verschiedenheit im Wert gab es bei ihnen nicht, wenn auch eine völlige Gleichheit auch hier nicht vorhanden war (Beauv. 760). Für sie bestanden gleiche Bestimmungen wie für die Masse: *Si doit l'en peser en chascune vile au pois qui i est acoustumés de lonc tans* — wie Beaumanoir ja überhaupt streng konservativ auf dem von altersher überkommenen Gewohnheitsrecht besteht. Betrügereien wurden natürlich auch mit den Gewichten haufenweise verübt, oder mit der Wage, wie es in dem Dit moniot de Fortune (Fabl. J. I, 198) an dem betrügerischen Kaufmann zu ersehen ist, der geradezu planmässig betrog durch *faus pois*, *fausses aunes* und *fausse balance*. Zur Strafe für ihren irdischen Lebenswandel kommen solche *faus peseurs* dann in die Hölle, wo sich von ihnen eine saubere Gesellschaft zusammenfand, die der Salut d'Enfer (Jubin. 44) so schön zu beschreiben versteht. Die gebräuchlichsten Gewichte waren *livre* und *marc*, letzteres kommt auch in der Femininform *marce* bei Mousk. 14080 vor. Auf *1 marc* gingen *8 onces*, die nach den Quellen beim Wägen von Gold und Silber vorzüglich verwandt wurden: Cor. L. 1473, Aye 3228 u. a. Sprichwörtlich findet sich die *once* und *livre* in Fabl. MR. IV, 168: *Mieus vaut de mon solaz une once Que du sien ne fet une livre*. Man sieht, wie gern Sprichwörter aus dem Gebiet des Mass- und Münzsystems genommen wurden, auch heute haben wir von solchen eine grosse Menge, wovon sich jeder leicht durch einen Blick in die grossen Sprichwörtersammlungen überzeugen kann. Das, was *1 marc* Wert hatte, hiess *archie* (Schel. 218; 143), die gleiche Ableitung findet sich auch bei *livree* (zu *livre*). Bekannt ist ja die Rolle, die der *marc* in der weltberühmten Geschichte vom unerbittlichen Wucherer im Dolopathos spielt. Ich komme bei anderer Gelegenheit darauf zurück.

An der Hand der literarischen Denkmäler, vorzugsweise der ältesten, ist der Übergang von den Gewichten zu den Münzen genau zu verfolgen am Gold- und Silberbarren. In der ältesten Zeit war er das gangbarste Zahlungsmittel und als solches noch ziemlich weit ins Mittelalter hinein in Gebrauch: *Plates d'or et plates d'argent Que vos donrons por le forment Et por le vin et por le car* (Perc. 3727). Das Gold oder Silber wurde in verschiedene Formen gegossen, was der Ausdruck *or fundus* andeutet in Baud. XIX, 98, und zwar brachte man diese Stücke auf ein bestimmtes Gewicht: *M livres d'or fin* (Floov. 570). Von den Marken, die auf diese Barren geprägt wurden und ihr Gewicht angaben, ging der Name *marc* auf Münzen

über. Ein so gekennzeichneter Barren hiess nach seinem Gewichte *marc pesé*, eben weil er gewogen wurde (Fier. 1330), *mil mars d'or pesés* (Antioche V, 469 und 527). Einmal kann ich auch *mil mars d'or pesant* in Otin. 1839 belegen. Neben diesen Goldbarren waren solche aus Silber ebenso häufig in Gebrauch; Alisc. 3258 erzählt von König Ludwig, dass er einen starken Mann für *'C' mars d'argent pesé* im Hafen von Palermo von Kaufleuten erstanden habe. Selbstverständlich kam es bei den Barren hauptsächlich auf den Feingehalt an, deshalb wird denn auch meistens in den Epen hervorgehoben, dass das Gold oder Silber rein war. Dies bedeutet *or mier* (< *merus*), auch wohl in einem Worte geschrieben (Antioche 345), oder auch *marz d'argent cler* (Otin. 756). Das sogen. Kapellensilber, *argent de coupelle*, das Villon im GT. 708 erwähnt, galt als das Beste seiner Art. — Wegen der unhandlichen Form bereitete der Transport der Barren natürlich grosse Schwierigkeiten, man versandte sie auf Karren (Rol. 33, Cleom. 492) oder noch häufiger auf Sauntieren, bei dem Zustand der Wege (s. o. Kap. I) entschieden die richtigste Art. In Cor. L. 241 und 255 werden dreissig so bepackte *somniers* erwähnt. Das scheint zwar auf den ersten Blick sehr stark übertrieben zu sein, wenn man aber bedenkt, welche gewaltige Summen längere Kriegszüge an Sold und Verpflegung verschlangen, so wird eine gefüllte Kriegskasse kaum viel an Umfang den Angaben, die wir darüber finden, nachgestanden haben. Dabei braucht man ja nicht gleich an die vielen Hunderte, ja Tausende von Packtieren zu glauben, von denen auch erzählt wird, das sind selbstverständlich ins Lächerliche verzernte Übertreibungen. Wegen des unglaublichen Münzfungs, auf den wir gleich eingehen werden, war es natürlich, dass man gern neben den Münzen mit diesen Barren weiter bezahlte, oder aber mit Gegenständen aller Art, Silbergeräten, Stoffen u. s. w. Bei der Bezahlung der Jongleurs hatte diese Art zugleich einen vornehmern Anstrich, sie roch nicht so nach — Trinkgeld. So betrug z. B. der Kaufpreis für Blancheflor

Trente mars d'or et vint d'argent,
 Et vint pailes de Bonivent,
 Et vint mantiaus vairs osterins,
 Et vint bliaus indes porprins,
 Et une chiere coupe d'or.

(Fl. et Bl. I, 427.)

Lehrreich ist Vers 1148 im Rolandsliede, da hier sämtliche drei Zahlungsarten nebeneinander genannt werden. Der Judaslohn für den Verräter Ganelon, der in der Literatur eine so traurige Berühmtheit erlangt hat, bestand nämlich in *or e aveir e deniers*. Wenn nun Gautier diese Stelle mit „bons deniers en argent et en or“ übersetzt, so soll ihm das als nachschaffendem Künstler nicht verwehrt sein, wörtlich aber ist sie so aufzufassen, dass or Barrengold, aveir Gegenstände aller

Art, etwa Stoffe, Kunstgeräte, und deniers ausgemünztes, also geprägtes Geld bezeichnet. Wie der Gebrauch der Barren sich noch weit bis in die Zeiten, wo Münzen schon in grossem Umfange geprägt wurden, weiterschleppte, so erhielt sich längere Zeit hindurch noch der Tauschhandel. Ein Denkmal aus dem Jahre 1324, *La guerre de Metz*, zeigt das einwandfrei. Vers 19a:

S'aulcuns porte denree estraingne
 A Metz on l'ait tost achete;e;
 S'argent ne veult, on li eschaingne
 A drep ou a aultre denree,
 A bleid, a vin, a chair sallee.

Wir wenden uns nun zu dem Zahlungsmittel, das sich allmählich zur Alleinherrschaft durchrang: der Münze, unter der man nach Friedensburg im weitesten Sinne ein Stück Metall versteht, das unter einem festgesetzten Zeichen einen bestimmten Wert vorstellt. Wenn wir auch die beherzigenswerte Mahnung anerkennen, über Münzen nur zu schreiben, wenn man sie auch wirklich vor Augen hat, so können wir doch dem entgegenhalten, dass auch die poetische Literatur manche intime Züge zur näheren Kenntnis des Münzwesens beizutragen vermag, die dem Münzliebhaber willkommen sein kann, vorausgesetzt freilich, dass die durch die Quellen einmal gezogenen Schranken innegehalten werden. Von den allgemeinen Bezeichnungen für Geld weist das Lehnwort *pecune* noch auf die alte Naturalwirtschaft hin. Es ist äusserst selten, habe ich doch im ganzen nur sechs Belege dafür gefunden. Das Wort bedeutet zunächst ganz allgemein "Besitz", das zeigt Tres. 444: *en pecune sont conté denier, tresor, aornement et tuit mueble*, hat also im 13. Jahrhundert die spezielle Bedeutung 'Vieh' schon aufgegeben. Der Name beschränkte sich dann auf 'Geld' und kommt in diesem Sinne schon in der Chronik der Valois S. 8 vor: *grant somme de pecune* und erhielt sich das ganze M.A. hindurch. Als der Tuchhändler sehnsüchtig vor Pathelins Tür steht, um seine Forderung einzutreiben, sagt er bei sich Path. II, 96 *Et la recevray je pecune*. Die Form *pecunie*, die Schwan-Behrends in der afr. Gram. anführt, ist mir nie begegnet. Da hier die Rede von der Naturalwirtschaft war, mag ein kleiner Exkurs erlaubt sein. Es ist uns nämlich ein Streitgedicht *Du denier et de la brebis* in *Fabl. J. II*, 270 überliefert, in welchem sich das Schaf als Vertreter der Naturalwirtschaft mit dem Denar, als dem Vertreter der Geldwirtschaft um den Vorrang streiten. Stolz tritt der Denar auf und preist seine Vorzüge an, wodurch er seine Allmacht beweisen will; die kann nun zwar das Schaf nicht leugnen, hält dem Denar aber seine — ebenfalls nicht zu leugnenden — Schattenseiten vor, durch ihn würde der Eremit zum Räuber und was für schöne Gründe sonst noch beigebracht werden. Ihre Schattenseiten haben

eben beide Systeme, zuletzt aber behält der Denar doch recht, indem er den Trumpf ausspielt

Que savroit chascuns qu'il vendroit?
S'en donroit brebis por cheval,
Et grosse toile por cendal,
Buef por asne, fuerre por fain.
Trestoz li mons morroit de fain
S'on donroit blanc pain por charbons.

Kehren wir zurück! — Die gebräuchlichsten allgemeinen Worte für 'Geld' sind *argent* und *monnoie*. Cleom. 17962 *or monnéé et sans monnoie* hebt noch deutlich den Unterschied zwischen gemünztem und ungemünztem Gold hervor. Überhaupt lieben die Dichter, gerade das 'Gemünzte' zu betonen, wodurch wieder formelhafte Wendungen entstehen. So Cleom. 11997 *Et d'or et d'argent en monnoie*, noch deutlicher zeigt sich das in der Formel *denier monnayé* (Aquin 893), die zahlreich zu belegen ist. Das 'Schlagen' der Mützen veranschaulicht so recht *monnoie forgie* (Baud. VII, 312), ferner *besant d'or mier bien enforcié* (Aiol. 1929). Auch hier bei den Münzen fehlte es — wie dies Beispiel schon zeigt — nicht an Andeutungen über die Güte des Metalls, den Feingehalt, wobei dieselben Ausdrücke wie bei den Barren gebraucht werden, namentlich *or mier*. Ferner kommt vor *or cuit*, geschmolzenes Gold, in Galer. 7205: *Cinq C. besans en ont d'or cuit* und *or esmeré* = geläutert, z. B. *E trente e quatre besans de fin or esmeré* (Boeve 1358).

Aus der Bedeutung fürs tägliche Leben erklärt sich das häufige Vorkommen von Münzen in Sprichwörtern, die uns besonders die volkstümlichen Dichter überliefern. Entweder werden Betrachtungen über die Verführungskraft des Geldes angestellt — dies ist der Grundgedanke des Gedichtes *De dan Denier* (Jubin. 94), oder, wie es Baud. II, 393 ausdrückt: *On feroit pour argent rescaper 'j' laron*. Oder es soll die Eitelkeit des Reichtums vor Augen geführt werden, wie Guescl. II, 22154 *Mieulx vault honnour qu'argent*. Ähnlich Jeh. de Bret 1011 *Auxi vault mieulx amy en voye Que ne fait denier en couroye*. Beliebte sind auch Beteuerungsformeln, etwa Rou III, 9849 *Por cent mars d'argent . . . Del Mans cent piez n'esloignereit*. Kleinere Münzen werden viel im Sinne von 'peu de chose' verwandt: *Vous ne valez trestous la monte¹⁾ d'un denier* (Guescl. II, 11951, ähnlich Antioche II, 246, 295 u. a.). Wir sagen auch „wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Talers nicht wert“, genau denselben Gedanken variiert das Gedicht *De la maaille* (Jubin. 101f.), wo der Leser belehrt wird, was er alles für eine *maille*, die kleinste Münze, erstehen kann; eins kommt eben zum andern:

1) monte = Wert.

S'en a l'en ·ij· por ·j· denier (S. 102)
 Oies que li sages raconte,
 Que nus en richece ne monte
 S'il ne prent et petit et grant . . .
 Que le petit qui foyent vient,
 Le povre homme en richece tient,
 Plus que le grant qui vient a tart. (Anfang.)

Dies niedliche Fabliau gibt auch eine ganze Reihe Winke, auf welche verschiedene Weise die maille als Schmuck verwendet werden konnte (104).

Man verwahrte das Geld in einem Säckchen, Beutel. *En un sac portoît mil besanz* (Cast. XV), daher *sacher* = aus der Börse nehmen. *Et li chevaliers sache tantos ·xl· Sols, si li doune pour reube achater* (Flore 100). Im nfrz. kommt das Wort als *saquer* noch im Pikardischen vor. Der Beutel bestand aus Leder: *An piaus de chaz grîfes et noires A toz ses deniers anploïiez* (Wilh. Leb. 2012). Damit begnügte man sich aber nicht, Vill. GT. 914 wird z. B. eine *bource de foie* erwähnt, und aus Miniaturen, Glasmalereien u. s. w. können wir noch verfolgen, ein wie grosser Luxus mit kostbaren Börsen getrieben wurde, die einen beliebten Handelsgegenstand bildeten. Köstlich ist es an mittelalterlichen Darstellungen zu beobachten, wie wohlgefällig der reiche, behäbige Kaufmann seine Hand auf seine Börse legt, ist sie doch gleichsam ein Sinnbild seiner ganzen Stellung; nach seiner Börse wollte er beurteilt werden und wurde es auch. Die Bilder zeigen, dass man die Geldbeutel am Gürtel zu tragen pflegte, das sagt auch Vill. PD. 361: *Argent ne prend a gippon n'a sainture*. Damit hängt auch die Etymologie von *gourle* zusammen, die P. Meyer¹⁾ als das deutsche 'Gürtel' angibt. Die Diminutivform *goulet* belegt Tobler²⁾. Wer allzu schwer an seinem Geldsack zu schleppen hatte, konnte namentlich auf der Wanderschaft *porteir son gourle plein de deniers sour son bourdon a son col* (Reims 214). Nicht selten wird er auch *giron* genannt, in ihn wurde das Geld hineingeknotet, Trub. 44: *En son giron les a nôez*, umgekehrt 58: *Lors a desnôé son giron*.

Die Namen der Münzen waren teils die der Gewichte, wie *livre*, *marc*, *once*, teils übernahm man die Bezeichnungen römischer Münzen, wie *denier* und *sou*, oder fremder, wie *florin*, oder das Münzbild gab den Namen her, wie *escu*, oder die Farbe, z. B. *blanc*, oder ein Teil der Umschrift, wie bei *franc* und *ducat*. Fröh schon wurde Fürsten, Städten, Geistlichen, u. s. w. das Recht, Münzen zu schlagen, verliehen. So berichtet Mousk. I, 1114f., dass Chilperich I. (gemeint ist aber sicherlich Ch. II.) dem Bischof von Tournay dies Recht er-

1) Romania XI, S. 60 Anm.

2) Mitt. aus afr. Hss. I, S. 263.

teilte: *Mais au vesque nommeement . . . Dona il en fief la monnoie.* Daher, und weil auch die königlichen Münzstätten sich in verschiedenen Gegenden befanden, erklärt sich denn die Fülle der Münzen, die ihren Namen dem Orte, wo sie geschlagen wurden, verdanken. Als Beispiele mögen hier einige folgen: *denier de Senliz* (Fabl. MR. II, 14); *braine* (Fabl. MR. IV, 176), worunter Geld von Brienne zu verstehen ist; *denier parisis* (Garin I, 245. 18) mit folgenden Varianten in der Schreibung: *parissi* (Narb. I, 1736), *parsis* (Baud. VII, 108, 412) und *paresis* (ibid. XIX, 68). Unter *Provenoifien* (Fabl. MR. V, 216) und *viez monnoie de Prouvins* ist Geld von Provins in der Champagne gemeint. *Charteins* ist Geld von Chartres (Trub. 211). Ohne weiteres verständlich sind die *cambrésiens* und *artifiens* (Fabl. MR. III, S. 62). Letztere kommen auch Artes. XXIV, 45 vor: *En lieu de bon nués artifiens Iont mis de viés doueziens.* Diese Stelle ist höchst bemerkenswert, zeigt sie doch, dass das in Arras geprägte „Geld von Artois“ geschätzter war als das von Douai, noch dazu, wenn diese letzteren Stücke alt und abgegriffen waren. Neben der geläufigen Form *angevin*, Geld von Anjou, kommt auch die Femininform *angevine* vor: Elie 937 und 898. Keiner weiteren Erklärung bedürfen *mansois* und *estampois* (aus Le Mans und Etampes Fabl. MR. III, 181); *Orlenois* (Narb. I, 2572) und *poitevine* (Guescl. I, 6642). Es ist jetzt sicher, dass *romefin* (St. Gill. 2201) Geld von Rouen bedeutet, während frühere Forscher, z. B. Du Cange und Carpentier, darin römisches Geld sehen zu müssen glaubten. Michel (zu Ben. 26297) und Andresen (zu Rou III, 279) haben den richtigen Ursprung erkannt, dazu bemerkt noch der Herausgeber von St. Gill. S. XV, dass diese Münze in Frankreich ziemlich allgemein verbreitet gewesen sein müsse, da sie auch in solchen Denkmälern vorkomme, die gar keine Beziehung zur Normandie aufwiesen.

Der Wert des königlichen Geldes unterlag den grössten Schwankungen, stand doch der Münzfuss ganz in der Willkür der Herrscher. Meist war Krieg oder Teuerung der Grund, das Geld 'foible' zu machen, d. h. es zu verschlechtern, 'empirier', wovon die Chroniken beredte Zeugen sind. Die mehr oder weniger schüchternen Versuche, den unerträglichen Zuständen, über die das Volk wütend war, abzuhelpfen, blieben entweder ganz ohne Erfolg oder waren nur von kurzer Dauer. Um so bemerkenswerter war der Gedanke Philipps des Langen vom Jahre 1321, sämtliches Mass, Gewicht und Geld in ein einheitliches System zu bringen, leider aber wurde der König durch Krankheit an der Durchführung dieses Planes, der mit einem Schlage Frankreich aus den schier unhaltbaren Münzverhältnissen herausgerissen hätte, verhindert (Gr. Chr. V, 251). Diese scheinen im Jahre 1343 unter Phil. VI. von Valois ganz besonders schlimm gewesen zu sein, denn die Chroniken sind einmütig in der Schilderung der bösen Folgen: *le roy*

fist chëoir sa monnoie par telle condicion que ce qui valoit douze deniers de la monnoie courant ne vaudroit que neuf deniers (Gr. Chr. V, 431 f.; vgl. auch den Anfang der Chron. St. Mich. I, S. 1 und Valois S. 14). In solche Verhältnisse kann man sich heute nur schwer hineindenken, völlig märchenhaft klingt es aber, wenn wir in der Chronik des Commynes I, 450 lesen, dass unter König Johann von Frankreich 1477, als das Land nach der unglücklichen Schlacht bei Poitiers in finanzielle Bedrängnis geraten war, Kupfergeld geschlagen wurde, in das man einen silbernen Nagel presste, um ihm so wenigstens etwas Wert zu verleihen: *y courut longs temps monnoye comme cuyr qui avoit ung petit clou d'argent*. Ich führe dies Beispiel auch deshalb an, weil in dem Streitgedicht *Du denier et de la brebis* (Fabl. J. II, 268) höchstwahrscheinlich hierauf angespielt ist, wenn das Schaf spricht:

Tu ne vaudroies que maaille,
Se la croiz pers, tu pers ton pris.

Mit dem geistlichen Geld stand es übrigens in dieser Beziehung nicht im geringsten besser, schauten doch die geistlichen Herren nicht einmal vor offener Falschmünzerei zurück: *Romme emploie maint denier faus . . . Et si sorargente le plon!!* (Helin. XIV, 9). Wurde es gar zu arg mit der Münzverschlechterung getrieben, dann wurden die betreffenden minderwertigen Sorten öffentlich 'verschrieen', d. h. ausser Kurs gesetzt. Villon spricht im GT. 540 von solcher „*monnoye qu'on descrie*.“

Unter dem Gelde gab es aber doch immer einige Sorten, die durch ihr Gepräge und ihren Feingehalt¹⁾ hervorragten und in ihrem Wert verhältnismässig wenig schwankten. Es ist erklärlich, dass solche im Verkehr bevorzugt wurden, weil man eben wusste, was man an ihnen hatte. Auf diese Weise bildeten sich mehrere Weltmünzen heraus. In Frankreich war es die Turnose = *tournois*, so genannt, weil sie in 'Tours geschlagen wurde. Von französischen Münzen²⁾ wird diese in der Literatur am allermeisten erwähnt, weit mehr noch als das Pariser

1) Afrz. *aloi* (Valois 3). Körting sieht darin ein Verbalsubst. zu *aloyer* <* *al-lēgare* = den Feingehalt der Münzen in gesetzlicher Weise festsetzen.

2) Die hauptsächlichsten Münzarten standen in folgendem Wertverhältnis, das aber je nach Zeit und Gegend sehr schwankte: der *denier* bildete wie bei den Römern so im ganzen M.A. die silb. Münzeinheit. Unter Karl d. Gr. betrug die *livre* Silber = 20 *sols* und der *sol* (*sou*) = 12 *denier*. Erst später unter St. Louis verstand man unter *denier* jede Art von Geld, auch aus Gold. Dies z. B. Garin II, 78, 16: *Un denier d'or donna au pelerin*. Die Hss. kürzten das Wort viel mit *d. ab.* Wieviel man für einen *denier* bekam, nannte man *denree*; z. B. *danree de vin* (Fabl. MR. III, 170; *ibid.* I, 88). Schliesslich wurde die Bedeutung erweitert zu 'Ware' überhaupt.

Geld, woraus man wohl unbedenklich auf die allgemeine Beliebtheit der Turnosen schliessen darf.

Meist findet sich statt sou der Ausdruck *gros tournois*, 20 davon gingen auf *1 livre* (vom Pariser Geld 25). Auch die Ellipse *la livre tournois* ist nicht selten für *la livre de deniers tournois*. Ausserdem gab es noch eine Reihe anderer Weltmünzen fremdländischen Ursprungs, die sich aus dem oben angeführten Grunde allgemeiner Beliebtheit erfreuten und daher auch in Frankreich im Umlauf waren, ja vielfach dem schlechten französischen Gelde vorgezogen wurden. Den äusseren Anlass dazu gaben die Kreuzzüge und der durch sie erst zum Aufschwung gekommene Welthandel. Wenn in der Literatur von öffentlichen Geschäften die Rede ist, z. B. Lösegeld, Kriegsentschädigung u. s. w. (Musk. 20055), sind fast ausnahmslos diese Weltmünzen als Zahlungsmittel angeführt. Am bekanntesten ist der goldene, zuerst 1252 in Florenz geprägte *florin*, der nach Friedensburg den Wert eines Zählpfundes darstellte. In Alexandria 5726 ist seine Herkunft angegeben: *florins de Florence*. Wegen ihrer Beliebtheit wurde diese Münze in allen Kulturländern nachgeprägt, sie behielt auch im fremden Lande ihren Namen¹⁾, deshalb heisst es in Valois 116 bei Erwähnung des Lösegeldes für König Johann 1360: *Et pour la raençon du roy Jehan de France, on lui paioeroit trente six cens mille flourins de fin or nommez frans, la piece pefant deux esterlins et demi d'or*. Diese Belegstelle ist deshalb von Bedeutung, weil aus ihr das Wertverhältnis des *florin* zu der englischen Weltmünze hervorgeht: dem *sterling*. Seine Prägung begann mit Heinrich III. Der Vers 1572 im Galer. „*esterlins blans*“ weist darauf hin, dass es eine Silbermünze war. Die Aussprache des Wortes muss den Franzosen grosse Schwierigkeiten bereitet haben, was die merkwürdigen Verdrehungen beweisen: *sterlint*, *estrellins* und dgl. Durch die Kreuzzüge wurde die mittelalterliche Kulturwelt auch bekannt mit einer orientalischen Goldmünze, dem *besant* = „Byzanter“, in Antioche IV, 445 *besans de l'or d'Esclavonie* genannt. Das Vorkommen dieser Münze in England bezeugt Joufrois 377 und Foulques S. 95, in Ägypten Joinv. 102, und selbstverständlich in Palästina: Joinv. 288. In Frankreich war sie auch sehr beliebt, ebenso in Spanien. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass mit den *cent perpres d'or*, die der Pilger für das Königskind im Octav. 513 bezahlt, solche Byzanter gemeint sind. Die Münze muss sehr geachtet gewesen sein, sonst hätte nicht Guillaume le clerc de Normandie seinem Gedicht den Titel 'Le Befant Dieu' gegeben, in welchem er verspricht, mit dem ihm von Gott anvertrauten Pfunde zu wuchern, was er Vers 2640 wie folgt ausdrückt:

1) Deutsche florins sind erwähnt Commynes II, 57 (Jahr 1483) als florins d'Almaigne, ibid. I, 357 (Jahr 1476) als florins de Rin.

Por ceo que jeo voil le besant Nostre seignor multeplier. Beschrieben ist ein *besant* in Gr. Chr. I, 164: *a cet empereour Tibere envoya ses messages le roi de France Chilperic, et l'empereour lui envoya moult de riches ornemens et grans besans d'or, desquels chascun pesoit une livre. En une des parties estoit empreinte l'image l'empereur et lettres en la circuite qui disoient: „C'est la forme de Tibere Constantin perpetuel Auguste“. de l'autre part estoit empreints un cornice et lettres tout entour qui disoient „C'est la gloire des Romains“.* Sein Wert ist zu ersehen aus Fabl. MR. II, 112: *·II· besanz valent ·I· mangon*, also 1 *besant* = $\frac{1}{2}$ *mangon*.

Die Weltmünzen verdienen wegen ihrer eigentümlichen Stellung im mittelalterlichen Geldverkehr eine gemeinsame Behandlung, es bleibt uns nun noch die Aufgabe, in aller Kürze auf die übrigen, z. T. doch auch recht bedeutenden Münzsorten einzugehen. Es muss aber vorweg betont werden, dass die Bezeichnungen z. T. so allgemein gehalten sind, dass eine sichere Bestimmung nicht immer möglich ist. Ein Beispiel hierfür ist der *double*. Er konnte alles Mögliche bedeuten. So gibt Montaiglon zu Fabl. M. S. 340 den *double* als Kupfermünze an mit dem doppelten Wert eines *denier*. So geringen Wert hatte auch der *double parisis* und *double tournois*. Nach Larousse liess Phil. d. Schöne 1293 solche schlagen. Die goldenen *doubles*, die Phil. von Valois 1339 schlagen liess, finden in der Literatur häufiger Erwähnung, so in der Chronik der Valois S. 199: *cent mille doubles de fin or*. Für mittelalterliche Begriffe war das Lösegeld Bertrands, das in seiner Lebensgeschichte (Guescl. II, 13617) auf *·LX· mile doubles d'or* angegeben wird, eine geradezu ungeheure Summe, über die sich alle Welt damals entsetzte:

Tous li mondes en fu forment espoantez

Comment ·I· tel avoir poura ertre trouvez. (Vers 14 135.)

Ein eigenartiges Wortspiel findet sich in dem Ausspruch Gobins in March. et Juif 390: *Le vous vueille rendre a cent doubles*, was hier = latein. *centuplum*, hundertfach, bedeutet.

Den — ebenfalls aus Gold bestehenden — Dukaten finde ich erst in späteren Denkmälern erwähnt: *cent ducas* (Mounyer S. 12; Folle Bob. 303). Commynes berichtet aus dem Jahre 1476, dass der Herzog von Mailand dem Könige von Frankreich *cent mil ducatz* zu zahlen hatte. Der Ursprung¹⁾ dieses Geldes ist in Italien, speciell Venedig zu suchen, der Dukaten entsprang nämlich aus dem florin und bekam seinen Namen vom letzten Wort seiner Umschrift *Sit libi Chrifte datus quem tu regis iste ducatus*.

Der heute so gebräuchliche *franc* kommt in der afrz. Literatur höchst selten vor, die Hss. kürzen ihn durch *f* ab (Viane 1648).

1) Friedensburg S. 116.

Auch er trägt seinen Namen nach einem Worte seiner Umschrift *Johannes dei Gracia Francorum rex*. Dieser goldene franc wurde 1360 von Jehan le Bon geschlagen und hatte einen Wert von *16 sols parisis* (Gr. Chr. VI, 223). Sonstige Belege sind Guescl. II, 19383, Path. II, 91. Nach der angeführten Stelle der Gr. Chr. liess Johann auch den sogen. *royal = 13 sols 4 deniers parisis* prägen (vgl. auch *ibid.* 168/9). Der Name wurde für später beibehalten, von einem aus dem Jahre 1364 gibt Froissart Poésies II, S. 312 in der dritten Pastourelle eine genaue Beschreibung:

C'est uns rois entre flours de lys
 Dedens une chaire assis
 Entre deus daufins souffisans,
 Et s'est sus deus lyons passans
 Vestis de propres draps royaus.
 Li ouvrages en est moult beaus.
 Ens est escrie „Charles li Rois“,
 Et royaus appelleran chiaus
 Qui vaudront ·XX· sols de tournois.

Noch im 15. Jahrh. sind Belege zu finden bei Vill. GT. 1026 *reau*, der damals (1470) nach v. Wurzbach sogar = 30 sous tournois war, ferner in Mallep. S. 118 und Folle Bob. 302. Karl V. prägte francs aus feinem Gold, die *fr. a pied* hiessen und wohl identisch sind mit den *Karolus* in Gout. S. 177. Die Münzen nach Königen zu benennen, war beliebter Brauch¹⁾; in Mounyer S. 17 bietet z. B. der zweite Edelmann der Frau des M. „*Sis vins filipus d'or*“ an, falls sie ihm gefügig sein wolle; auf der folgenden Seite begegnet dafür die synkopierte Form *flipus*.

Die Reihe der in der Literatur häufiger erwähnten Goldmünzen schliesst mit dem zuerst von St. Louis geschlagenen *escu*, dessen Wert schwankte. Im Path. T. 393 bekennt P., dass er dem Tuchhändler den Preis für sechs Ellen Tuch in *beaulx escus jaulnes* zu zahlen versprochen habe, ähnlich wird ihre Farbe im Mounyer S. 8 als „*ausy rouges que seraphins*“ angegeben. Überhaupt kommen sie in den Dramen des ausgehenden 15. und des beginnenden 16. Jahrh. häufig vor. Eine besondere Art war der „*écus au soleil*“ Louis' XI. von 1475, der im Path. II, 105 mit den Beinamen *a la couronne* aufgeführt ist, so benannt nach dem Münzbilde. Denselben Namen trugen schon Silbermünzen Johanns des Guten von 1357, die nach dem Bericht der Gr. Ch. VI, 56 zehn deniers tournois wert waren. Aus demselben Jahre stammen die '*moutons*'²⁾ aus Gold = *24 sous parisis*, deren Name das gleiche be-

1) Ich erinnere nur an die für diesen Zeitraum noch nicht in Betracht kommenden Louis d'or.

2) Deren Hälfte: *demi-moutons* = 12 sous parisis.

sagt, wie desselben Königs drei Jahre vorher erwähnte *florins a l'aig-nel*, benannt nach der Umschrift *Ecce agnus Dei* (vgl. Fabl. J. II, 267). Nur einmal finde ich den goldenen Engeltaler, *angelot*, bei Vill. GT. 1272 erwähnt, eine Prägung Philipps VI. von ca 1342. Mit dem Kreuztaler, *croix* (Path. T. 397), treibt Villon GT. XIII, 98 ein interessantes Wortspiel¹⁾; *croix* kann nämlich im Gegensatz zu *pile* = Rückseite auch Vorderseite einer Münze bedeuten. *Sans croix ne pille* ist demnach soviel wie 'ohne einen Heller'.

Die kleinen Münzsorten findet man — wie schon erwähnt — in literarischen Denkmälern oft in der Bedeutung 'peu de chose' verwandt, so z. B. *obole* Jubin. 104: *Por obole a l'en j' paste und frelin = 1/2 maille*. Bronzenes Geld verstand man unter *billon*, welcher mit dem *obole* und der *maille* gleichbedeutend war; auch *denier d'archal* = Messing in Fabl. MR. I, 148 bedeutet nichts anderes. Der *billon* erscheint in den drolligen Schlussversen von Villons Pet. Testam.:

Fait au temps de ladite dote,
Par le bien renommé Villon,
Et n'a mais qu'ung peu de billon,
Qui sera tantost a fin mis.

Dass die *maille* sich einer grossen Beliebtheit erfreute, wissen wir schon aus der obigen (S. 39) Besprechung des Gedichtes *De la maaille*, sie kommt namentlich in der *Fabliaux* haufenweise vor. Man unterschied die silberne *maille*, meist einfach *blanc* = Weisspfennig genannt²⁾, und die *m. noire ou de billon*, etwa = 1/2 *denier*. Das „jeu de trois mailles“ (Vill. GT. 1676) hat nach dieser Münze seinen Namen, weil bei ihm um geringe Beträge gespielt wurde (v. Wurzb.).

Was unsere Quellen — abgesehen von den Weltmünzen — sonst von fremdem Gelde berichten, ist gering. Keine näheren Anhaltspunkte bietet *esperon* (Fabl. MR. 23), womit aber nur eine kleine Münze gemeint sein kann, da sie hier in der Bedeutung *peu de chose* steht. Du Cange sieht in ihr eine kleine deutsche Silbermünze. Das englische Geld ist nur noch vertreten durch den Schilling = *eschlin* Mallep. 118), für *shelling*, wie *esterlin* für *sterling*. Das italienische Geld ist sämtlich auf den Norden beschränkt: *denier de Luque* (Antioche VI, 227), der auf der einen Seite das bekannte Heiligenbild von Lucca trug (W. Förster), und *genevois* (Gr. Chr. IV, 415) aus dem Jahre 1270. Daran reihen sich noch einige Münzen aus nördlichen Ländern; flämischen Ursprungs ist der *gros de Flandres* (Le Bel. I, 128), identisch mit der *plaque* (E. Picot, Rec. génér. de Sotties I, S. 9

1) Anm. v. Wurzbachs.

1) Zur Zeit Ludwigs XI. = 13 deniers. etwas weniger als 1 sou (v. Wurzbach).

und Vill. GT. 1040), einer Kupfermünze im Wert etwa von 5 Pfg. Villon vermacht *ibid.* 1230 dem Joh. Cotart '*environ ung patart*' = einen Heller, der in Flandern und Artois in Kurs war. In GT. 914 erwähnt derselbe auch die bretonische *targe*, die ihren Namen nach dem auf ihr dargestellten Schilde trägt, also hierin dem *escu* entspricht; *Pour trois escus, six brettes targes* (*ibid.* 1271).

Das ist alles in allem wahrlich kein erfreuliches Bild, das wir vom mittelalterlichen Münzwesen bekommen haben, einmal wegen der Fülle der verschiedenen Münzarten und dann wegen des fortwährenden Wechsels ihres Wertes. Grossenteils war aber auch das Publikum selbst Schuld an den schlechten Verhältnissen, die Klagen über die *fausse monnoie* fallen also z. T. auf das kaufende und handeltreibende Volk selbst zurück. Wer wollte, konnte sich auf mancherlei Weise durch kleine Kunstgriffe Vorteile verschaffen. Beaumanoir fasst den Begriff *faus monnoiers* in Beauv. 835 recht weit, indem er folgende Gruppen unter ihnen unterscheidet: die einen *font monnoie . . de mauves metal*¹⁾ *et la vuelent alouer pour bonne*. Andere schlagen Geld zwar mit richtigem Feingehalt, aber mit zu geringem Gewicht, noch andere wieder verfertigen Geld insgeheim²⁾, ohne dazu berechtigt zu sein; wieder andere *rooignent les monnoies*, das heisst sie beschneiden den Rand, der über die eigentliche Prägung hinausragt, aber doch natürlich zum Vollgewicht der Münze nicht entbehrt werden konnte. Das meint auch Troissart, wenn er seinen letzten florin wehmütig in den Fingern dreht: *Bien voi que tu es uns hardeaus Tailliés rongniés et recopés; Pour ce n'es tu point eschapés* (Florin 128). Daher waren die Wechsler so vorsichtig, das Geld ausser zu zählen auch noch zu wiegen: *Il le poifent a la balance* (Florin 46). Die letzte Gruppe bilden die, welche wissentlich falsches Geld sich verschaffen und es für gutes ausgeben. Danach scheint es denn doch recht zweifelhaft, ob die Wechslerbuden das „Paradies“ fürs Geld waren, wie sich ein mittelalterlicher Dichter einmal ausgedrückt hat (s. u.).

Die Strafen für Falschmünzer waren äusserst hart und grausam. Gewöhnlich wurden sie kurzerhand gehängt (Beauv. 835; Justice S. 281) oder sie wurden erst in siedendem Öl gekocht und dann gehängt (Beauv. 834, 835; Vill. GT. 1694). Oder man hieb — dem mittelalterlichen Brauche folgend, einen Menschen an dem Gliede zu strafen, mit welchem er gestündigt hatte — die rechte Hand ab (Ben.

1) Deshalb heisst es in Conqu. Jer. 3348 ausdrücklich: *besanz de pur or sans laiton*, also ohne Zusatz von Weissblech. Ben. III, II, 41675:

S'out en Engleterre forgee
Fausse moneie e desleiee,
Dunt les deus parz erent estaim.

2) Diese Definition deckt sich also mit unserem Begriff „Falschmünzer“.

III, II, 41699), ja man trieb die Quälereien noch weiter¹⁾ und schnitt den Verbrechern die Genitalien ab (Ben. III, II, 41699; Mousk. II, 18169), stach ihnen auch noch die Augen aus und vereinigte vielfach diese Strafen, was die Belege genügend beweisen.

X. Markt und Marktleben.

Von unvergleichlich grösserer Bedeutung für den Handel als in unserer Zeit war im MA. das Marktwesen²⁾, das in periodischen Zeitabschnitten sowohl die Bedürfnisse des Kleinhandels befriedigte, als auch den internationalen Handelsverkehr in grösserem Masstabe überhaupt erst ermöglichte. Die beiden einzigen Benennungen *marchié* und *foire* wurden in afrz. Zeit unterschiedslos gebraucht, was auch Huvelin bestätigt, trotzdem lässt sich aber eine ziemlich sichere Scheidung der Ausdrücke nach den Begriffen dahin feststellen, dass *foire* mehr den grossen Markt, die Messe, *marchié* hingegen den kleinen Markt bedeutet. Letzterer hatte einen rein lokalen Anstrich. In Metz wurde dreimal wöchentlich ein solcher Markt abgehalten: *Il ait III jours en la sepmenne Marchiés a Mets* (Metz 11 c).

Ihre Entstehung verdanken die grossen Märkte hauptsächlich den hohen Kirchenfesten, an denen naturgemäss gewaltige Menschenmengen zusammen zu strömen pflegten. Die für Frankreich wichtigste Messe bei St.-Denis hat sogar ihren Namen von der kirchlichen Messe: *Lendit* < *indictum* erhalten. Sie war in der ganzen Welt berühmt (Gr. Chr. III, 65), „*La plus Roial Foire du monde*“ nennt sie der Verfasser des *Dit du Lendit rimé*. Ihre Stiftung durch Dagobert I. erzählen die Gr. Chr. I, 365: *En ce point donna il aussi une foire qui fiet chacun an après la feste saint Denis, entour l'eglyse*, und zwar zwischen St.-Denis und Paris (Gr. Chr. II, 204). Eine grosse Rolle spielt sie im *Fierabras*, dessen Dichter auch erwähnt, dass Karl d. Grosse wertvolle Reliquien aus Spanien dem Kloster zu St.-Denis stiftete:

1) Vgl. die Beschreibung in „*La defaictes des faulx monnoyeurs*“ composee par Dadonville (Montaignon, Rec. IV, S. 71f.).

2) Wir sind über das mittelalterliche französ. Marktwesen ganz vorzüglich unterrichtet, vor allem mag hier auf die noch junge Arbeit Huvelins hingewiesen sein, der das umfangreiche Material mit grossem Fleiss in seiner these verarbeitet und am Ende noch eine dankenswerte Zusammenstellung der wichtigsten einschlägigen Bibliographie gegeben hat. An Kenntnis der Einrichtungen bieten unsere Quellen zu wenig, als dass es sich irgend lohnte, näher darauf einzugehen, ich müsste sonst aus wissenschaftlichen Werken längst Bekanntes nochmals aufzischen. Dagegen verweile ich länger bei allem, was auf das Marktleben Bezug hat, da hierfür ausser bildlichen Darstellungen die Poesie fast die einzige Quelle ist.

A Saint Denis en France fu li trefors portés;
 Au perron, au lendi, fu partis et donnés
 Pour les saintes reliques dont vous apres orés,
 Por chou est il encore li lendis apelés.

Unter diesem geistlichen Schutze waren nach mittelalterlicher Anschauung die Kaufleute, welche die Messe besuchten, sicher (Lendit 10f.). Da wir über die Einrichtung genau Bescheid wissen (cf. Huvelin), verzichte ich hier auf eine genaue Inhaltsangabe des an sich recht interessanten *Dit du Lendit rimé*, in dessen erstem Teile der Dichter einen Gang über den Messplatz beschreibt, aber über eine trockene Aufzählung nicht hinauskommt. Die ungeheuren Reichtümer, die dort aufgestapelt wurden, gaben Veranlassung zu der Redewendung *tout l'our qu'est des aire au Landit* (Ross. 1907), womit die denkbar grössten Schätze der Welt ausgedrückt werden sollten. Auch sonst haben wir genügend Zeugnisse dafür, dass die Märkte auf die hohen Kirchenfeste fielen: *Entor feste Toz Sains avint Qu'a Oisemont au marchié vint* (Fabl. MR. III, 227), ferner Herv. 577: *Droit a Laigni vers Paris la cité A la grant foire qui est après Noël*. So erklärt es sich, wenn von dem Profossen im 'Hervis' Vers 33 erzählt wird, dass er 'par les festes de la chrestienté' zu seinem Reichtum gelangt sei, womit natürlich nur die grossen Handelsmessen gemeint sein können. Nun wissen wir auch, was der Vers Fabl. MR. V, 216 bedeutet: *A la feste alla a Provinces*¹⁾. Dieses, das schon erwähnte Lagny²⁾, Bar-sur-Aube, und Troies waren die bedeutendsten Marktplätze in der Champagne, zu denen die Kaufleute aus der gesamten Welt zusammenströmten (cf. Foires!). Da die Messe von Troies im August stattfand (Fabl. MR. III, S. 89), hiess sie im Volksmunde einfach *la foire chaude*, welchen Ausdruck man überhaupt auf alle in der heissen Jahreszeit stattfindenden Märkte anwandte. Dem gegenüber standen die *foires froides*, d. h. die, welche etwa um Weihnachten abgehalten wurden. Von der damaligen Ausdehnung des Marktwesens erhalten wir durch das schon mehrfach erwähnte *Dit du Lendit rimé* einen Begriff, es zählt nämlich in seinem zweiten Teile nicht weniger als 60—70 (!) Märkte und Messen auf, von den bedeutendsten herab bis zu den kleinsten in Flecken, die man kaum dem Namen nach mehr kennt. Da das Gedicht aber keine Einzelheiten über sie bringt, genüge hier der einfache Hinweis. — Dass eine grosse Messe in Spanien fünf Monate gedauert hätte, wie uns Mort Aym. 2964 weissmachen möchte, können wir uns nicht denken. — Anlass zur Einrichtung eines grossen Marktes boten ausser den

1) Fabl. MR. I, S. 127, II, S. 14 u. v. a.

2) Herv. 1206 f.; 1200: *Maint marceant des estranges païs estoient a le foire a Laigni*.

Kirchenfesten auch Turniere, wovon uns Parton. 6547 unterrichtet; solche Gelegenheit war natürlich für alle Beteiligten günstig, bekam doch das Turnier einen glänzenderen Anstrich, wenn Zuschauer aus aller Herren Ländern in hellen Scharen herbeiströmten! Diese kamen nun um so lieber, je mehr sie selbst auf ihnen noch gelegener Unterhaltungen rechnen konnten, und ein Markt bot an Volksbelustigungen aller Art genug (Jongleurs!). Auch die Kaufleute ihrerseits, die ihre Waren feilbieten wollten, konnten sicher sein, auf ihre Kosten zu kommen, da ein Turnier viel kaufkräftiges Publikum anlockte. Der hier ausgeschriebene Markt bei Konstantinopel sollte 15 Tage dauern, ausdrücklich wurde dem Anlass gemäss gewünscht, dass vor allem Dinge, welche die Ritter zum Turnier nötig hätten, feilgeboten werden sollten: Waffen, Pferde, Stoffe; im übrigen sollte aber allen Kaufleuten ohne Unterschied der Herkunft die Auslage ihrer Waren überlassen bleiben; ausserdem sollten sie von Abgaben befreit sein. Freimärkte werden auch sonst erwähnt, so in Aye 2348 f. der für Südfrankreich so bedeutungsvolle Markt von Avignon: *N'en iert costume prise, ne tolue, n'assise*. Unter solchen Umständen war die Beteiligung der Kaufleute — dementsprechend auch der Käufer — beträchtlich grösser als gewöhnlich, zählt doch Ganor bei Avignon nicht weniger als 4000 Schiffe! Eine vernünftige Politik verfolgte der sarazenische König Archillant, indem er den Kaufleuten, die den Markt in seiner Stadt Luiserne mit ihren Waren beschicken würden, für das erste Jahr alle Abgaben erliess (Vivien P¹ 1217—1223 und vorher 1192—96) um sie herzugewöhnen. Leider ist gerade dies Denkmal nur recht lückenhaft überliefert, was für die Kulturgeschichte einen grossen Verlust bedeutet. Auch auf der Messe Lendit brauchten die Kaufleute keine Steuern zu entrichten: *La foire du lundi fu par ce estoree, Que ja n'i devoit estre cens ne taille donnee* (Fierabr. 6205). In der Regel mussten die Kaufleute freilich in den sauren Apfel beissen (Wilh. Leb. 2058 u. a.). In der Chronik Valois wird S. 304 erzählt, dass wegen der Abgaben im Jahre 1382 auf dem Markte in Rouen ein regelrechter Aufruhr in der Tuchhalle¹⁾ entstand, bei welchem die Auslegetische kurz und klein geschlagen wurden, worauf einige Verhaftungen erfolgten. Da die

1) Die Kaufleute gleicher Geschäftszweige hatten ihre Stände auf den Märkten zusammen in Hallen. Auf den Weltmärkten, auf denen viele Kaufleute der grossen Industriezentren ausstellten, hatten diese sogar eigne Hallen; so geht der Kaufmann Reniers auf der Messe Troies „Il s'en vint en la hale d'Ypre“ (Fabl. MR. III, S. 91, Vers 104). Schon Phil. Aug. liess, als er den Markt von Champeaux kaufte, dort im Jahre 1183 zwei Hallen aufführen: *deux grans halles ou les marcheans püssent entrer quant il plouveroit . . . Clorre les fist et bien fermer . . . Par dehors fist faire loges et estauls, par dessus les fist bien couvrir . . .* (Gr. Chr. IV, 19).

Märkte viel einbrachten, hat sich Garin le Loherain äusserst freigebig gezeigt, als er seinem Patenkinde Garin, dem Sohne des Grafen Guill. de Monclin, als Patengeschenk (filolage) die Einkünfte aus einem der Metzger Märkte vermachte, *Qui vaut cent livres de deniers parisis* (Garin II, 212 f.).

Was die poetische Literatur von Marktrechten überliefert, ist leider nur spärlich¹⁾. Der Hervis deutet in den Versen 3077 f. an, dass die Kreditverhältnisse genau geregelt waren:

. et mis est en escrit,
Cis qui ne paie, quant vient au departir,
Se on le tient, bien puet estre honnis.

Zur Aufrechterhaltung der Ordnung sorgten Aufsichtsbeamte, denen ein Stab von 'Schutzleuten' unterstellt war. Zum Glück können wir in deren gewiss nicht leichte Tätigkeit einen Blick werfen, dank dem hochdramatischen und fesselnden „March. de Pommes“, einer um 1500 in Rouen aufgeführten Farce. Das Stück bietet einen so köstlichen Ausschnitt aus dem mittelalterlichen Marktleben, dass ein Verweilen bei ihm sich lohnt: Der Apfelhändler zieht wohlgenut auf den Markt, um seine Äpfel und Eier feilzubieten, er muss aber wohl früher schlechte Erfahrungen gemacht haben, denn

Mais de grand peur le cul me tremble
De mes eulx qui ne soyent cafes. (S. 4.)

Nur zu begründet ist seine Angst! Denn alsbald erscheinen zwei kauflustige (besser „rauflustige“) Frauen, von denen die sehr vorsichtige Zweite in aller Gemütsruhe die Waren betastet, was der Händler natürlich keineswegs mit Entzücken beobachtet:

Et premyer qu' achater [scil.: je veulx] taster,
De peur que je ne soys trompee. (S. 6.)

Allmählich sammeln sich immer mehr Leute an, welche Gelegenheit der Krämer wahrnimmt, seine Waren anzupreisen: *Qui en veult? a mes beaulx eulx frais!* Nun beginnt das Feilschen, bei dem die beiden Frauen — wie alle ihres Geschlechts — nicht auf den Mund gefallen sind. *Quant eux pour un blanc? . . . Sont y frais?* und ähnliche Fragen schwirren dem Händler um den Kopf, der sich verzweifelt bemüht, zu Worte zu kommen und die Vorzüge seiner verschiedenen Obstsorten herauszustreichen. Schliesslich geraten sich die Weiber in die Haare — natürlich! Starr vor Staunen meint der Kaufmann:

Et de tirer a beaulx cheveux,
Jamais je ne vis telz esbas

und ruft, als die eine nicht bezahlen will, den Aufsichtsbeamten,

1) Schutzgesetze s. u. bei Erwähnung des Marktgesindels.

L'Apoincteur, herbei, der sofort mit seinem *Sergent* erscheint und im Hochgefühl seiner Würde die Gruppe auffährt:

Ou esse que nous sommes?
 Faictes vous tel honneur aux homes
 Qui font de justice?

Pflichtschuldigt brüllt der *Sergent* dazwischen 'Paix la!' — das verkörperte Echo seines Herrn. Als nun der A. befiehlt, die Keifenden zu verhaften, fällt die eine Frau pflichtschuldigt in Ohnmacht.

Le Serg. (zum *March*): Entre vos bras la prendrés.

L'Ap: Tel mal aux femmes est commun;
 Ce ne sont point grand accidens.

Er kennt also den Betrieb! Von alledem hat nun freilich der Händler nichts, ihm liegt nur an seinem Geld:

Faictes justice brefve,
 Et me faictes payer.

L'Ap: Ales,

Rien n'aurés, puyque vous parlés. (!)

Man sieht also, auch damals schon war die oberste Pflicht einem uniformierten Beamten gegenüber: Mund halten. Da er das aber nicht kann, sondern obendrein seine Genossen herbeiruft, wird er verhaftet, während dessen die Zurückbleibenden nur noch seine immer schwächer werdenden Angstrufe hören:

Et vous caserés mes eux frais;
 Atendés, prenés garde a elle.

Angesichts dieser erhebenden Szene fällt mir die Wahrheit des Sprichworts ein:

Pour ce dit li villains [de] voir:
 Au marché vont sot et apert,
 L'un y gaaigne, l'autre y pert. (Galer. 5889.)

Ausschnitte aus dem Leben und Treiben des Marktes haben die Dichter überhaupt gern zum Gegenstand ihrer Muse gewählt. Schon auf dem Wege dahin ereigneten sich allerhand drollige Zwischenfälle, die mit feiner Satire recht realistisch ausgemalt werden. Da reitet ein behäbiger Priester¹⁾ auf seinem nicht ganz so behäbigen jument zum Markt der nächsten Stadt im September, zu einer Zeit also, in der die Maulbeeren reifen.

¹⁾ Die Geschichte wird von einem gewissen Guerin in dem Fabliau 'Du provoire qui menga les meures' erzählt (Fabl. MR. IV, 53). Der Vorwurf muss den Leuten damals sehr gefallen haben, denn in Bd. V, S. 39 findet sich eine ganz ähnliche Erzählung 'Do Preste qui manga mores' von einem unbek. Verf., die eigentlich nur eine stark verkürzte Wiedergabe der eben Genannten darstellt.

Mais a l'entree de la vile, . . .
 Avoit une rue parfonde;
 En ·I· buisson avoit gardé
 Des meures i vit grant planté.
 Grosses et noires et mëures.

Sein Verlangen nach ihnen ist gross, nicht minder aber auch die Schwierigkeit, die schönen Früchte zu erhaschen, deren schönste gerade zu hoch hängen. Kurz entschlossen steigt er mit beiden Füßen auf den Sattel und isst nach Herzenslust, wobei sich das Tier zunächst musterhaft benimmt (*Ainz la jument ne se remut*), bis ihm der Geduldsfaden reisst:

·I· saut a fait tot a bandon,
 Et li prestres chiet el buisson . . .
 Et la jument s'en vait fuiant.

Zum Glück kommen bald Leute herzu, die sich natürlich am Anblick des hilflosen Priesters weidlich ergötzen, der in seiner Angst den ganzen Hergang erzählt und sich fürchterlich dabei blamiert. Und die Moral von der Geschicht'?

Par cest flabel pöz savoir
 Que cil ne fait mie savoir
 Qui tot son pensé dit et conte,
 Quar maint domaige en vient et honte
 A mainte gent, ce est la voire,
 Ainsi con il fist au provoivre.

An ausgelassenen Spässen fehlte es auf Märkten nicht, deren Ziel-scheibe insbesondere die Bauern waren, die sich in ihrer Treuherzigkeit wirklich viel gefallen lassen mussten. Für sehr begabt galten sie gerade nicht, in welchem Urteil uns Le Vilain de Farbu¹⁾, der Held des gleichnamigen Fabliau von Jean de Boves, bestärkt. Mit guten Ratschlägen seiner besseren Eehälfte versehen, zieht dieser Bauer mit seinem Sohne Robin auf den Markt. Das Geld für gewisse Dinge, die er einkaufen soll, hat ihm seine Frau genau zugemessen:

·III· maailles por ·I· rastel (Hacke)
 Et ·I· denier por ·I· gastel (Kuchen) . . .
 Et ·III· deniers por son despendre.

Viel hat die sparsame Frau ihm und dem Sohne für „Luxusausgaben“ nicht bewilligt, nämlich nur einen 'ganzen' (a plain) denier für Makrelen und Bier und zwei für Brot, denn „*C'est assés por lui et son fil*“. Wohlgemut ziehen die beiden also los, bis sie auf dem Markt vor einer Schmiede ankommen. Der Schmied — ein Witzbold — hat ein Stück heisses Eisen auf den Weg geworfen und freut sich diebisch

1) Farbus in Artois, einige Kilometer von Arras. Das Gedicht steht Fabl. MR. IV, 82.

darauf, wie sich die Leute daran verbrennen werden. Getreu dem Sprichwort 'Eisen bringt Glück' = *Que fers est boine trouvëure*, fordert der Bauer seinen Jungen auf, das Stück aufzuheben. Der ist aber gewitzigt, bückt sich erst zur Erde nieder und — spuckt darauf, um zu sehen, ob es zischt, und richtig, *li fers commence a boullir*. So etwas ist dem Vater noch nie vorgekommen, kriegt deshalb vom Sohne die grosse Weisheit zu hören, woran er die Hitze des Eisens erkannt habe:

A çou que desus escopi,
Et il tantost frist et bouilli,
K'il n'a sous ciel fer, s'on le moulle;
Pour qu'il soit bien caus, qu'il ne boulle.

Befriedigt, wieder einmal etwas zugelernt zu haben, kommt der Bauer mit seinem Sohne in ein Wirtshaus, wo Robin *qui mout fu le-queriaus*, sich wie besessen auf die Makrelen und das Bier stürzt, der Vater zur Gesellschaft natürlich mit. Dann kaufen sie, genau nach Anweisung, noch eine Hacke und einen Kuchen und trotten nach Hause, wo sie von der Bäuerin freundlich empfangen werden. Den Kuchen verarbeitet sie sofort mit Milch zu einer grossartigen Suppe (*morteruel*), die nur den einen Fehler hat, dass sie zu heiss ist. Nun kann der Bauer ja zeigen, was er auf dem Markte vom aufgeklärteren Sohn gelernt hat! Gierig fährt der Alte in sein Leibgericht, verbrennt sich aber Zunge und Schlund ganz fürchterlich. Darauf entspinnt sich zwischen Vater und Sohn folgendes Zwiegespräch:

Sohn: N'avés mie dont bin souffé?

Vater: Ja ne souffas tu mie orains
Sour le caut fer que je trovai.

Sohn: Non, plus sagement l'esprouvai:
Ore, raçai sus pour mouillier.

Vater: Ausi fis, jou sus ma cuillier. (Au!)

Ja, Bauer, das ist ganz was andres!

„Caus fers n'est mie mortereus.“

Die Geschichte vom glühenden Eisen ist ja noch ein ganz harmloser Spass, so glimpflich ging die Sache aber nicht immer ab, und manche legten es geradezu auf Bauernfängerei auf dem Markte an. Ein nicht sehr appetitliches Beispiel dafür liefert das Fabliau De Boivin de Provins (Fabl. MR. V, 52), das uns in manche dunkle Verhältnisse einweiht, die das Zusammenströmen besonders internationalen Publikums im Gefolge zu haben pflegt. Ein Bäuerlein namens Fouchier hat auf dem Markt allerlei Geschäfte gemacht und entfernt sich ermüdet etwas von dem Menschengewühl — *et vint en la rue aus putains*, ohne zu wissen, wo er sich eigentlich befindet. Die Stille der Strasse bringt ihn auf den Gedanken, sein Geld zu zählen:

Puisque je sui hors de la foire,
 Et en bon leu [?], et loing de gent,
 D'üsse bien de mon argent
 Tout seul par moi savoir la somme.

Nun setzt er sich vor einem Hause nieder und überschlägt seine Ausgaben und Einnahmen, ganz genau scheint die Rechnung freilich nicht zu stimmen und etwas betreten kratzt er sich hinter den Ohren, als er an Herrn Sirous denkt, mit dem er das Geschäft mit den Ochsen gemacht hat: *Mes je ne sai s'il m'en deçut.* Das wird dieser Herr schon getan haben! Schliesslich ergibt er sich in sein Schicksal:

Si meïsse tout en 'I conte,
 Je ne le favoie fommer.

Alles in allem hat er noch zwölf deniers in Besitz, wahrlich kein grosses Vermögen! Da fällt ihm ein¹⁾:

Mes d'une chofe me porpens:
 S'or üsse ma douce nièce,
 Qui fu fille de ma suer Tiece . . .
 Et s'en ala par fol favoir
 Hors du päis en autre terre,
 Et je l'ai fete maint jor querre.

Aha! denkt Mabile, die vom Fenster aus schon längst den Bauer beobachtet hat, heuchelt innige Teilnahme mit ihrem 'Landsmann' und bittet ihn, näher zu treten. Der ist natürlich erfreut, eine so liebe Seele mitten unter den Tausenden ihm völlig unbekanntem Marktbesuchern gefunden zu haben und kramt offenherzig seine Familienverhältnisse aus. Dass sich Mabile nun für seine verlorene Nichte ausgibt, haben wir schon längst erwartet. Darauf feiert der Bauer mit ihr fröhliches 'Wiedersehen', nur nicht mit seiner Börse: die hat ihm nämlich die schöne Ysane beim Essen, wo am Wein nicht gespart wurde, abgeschnitten. Nun ist guter Rat teuer! Die darauf folgende wüste Szene zwischen Fouchier, Mabile und Ysane, an der auch die übrigen Hausbewohner aktiv und ein Haufe Kaufleute vom Markt passiv teilnehmen, wollen wir uns gern sparen. Kleinlaut schleicht F. zuletzt zum Profossen, der ihn aber nur auslacht:

Et li provos l'a escouté
 Qui mout ama la lecherie;
 Sovent li fift conter sa vie
 A ses parens, a ses amis,
 Qui mout s'en font joué et ris.

1) Dieser Übergang erscheint etwas gekünstelt. Im übrigen wirkt das Gedicht durch seinen lebendigen Realismus sehr, wird also seinen Erfolg beim Marktpublikum, das an solche derbe Kost gewöhnt war, sicher nicht verfehlt haben.

Der Tölpel mag noch manchmal an diese Fahrt gedacht haben. — Dankbaren Herzens hingegen wird Symonet Piquet ¹⁾ sich jenes Marktes erinnern haben, der ihn von der Leidenschaft zu seiner Geliebten Robi-
nette für immer geheilt hat. Piquet hat durch die vielen Geschenke
an diese Person seine Familie in die grösste Notlage versetzt, selbst
die inständigsten Bitten seiner Frau ²⁾ konnten ihn nicht zur Umkehr
bewegen. Auch diesmal lässt sie ihn daher nur schweren Herzens auf
den Markt ziehen, sie weiss wohl, warum! Beim Abschied erbittet er
sich von ihr 20 Goldstücke, mit denen er verspricht, gut zu *'marchander,*
a gagner et besongner, et toute mauaise vie delaisser'. Für sich er-
bittet die Frau nur Kirschen für einen denier. Erst einmal auf dem
Markt, sind P.s Vorsätze dahin, er kauft sinnloses Zeug nur für Robi-
nette auf, bis ihm für die Kirschen kein Geld mehr übrig bleibt. Da
rät ihm ein guter Freund, um ihn davon zu überzeugen, dass von irgend
welcher wahren Liebe bei Mädchen vom Schlage R.s nicht die Rede sein
könne, in abgerissener Kleidung zu seiner Geliebten zu gehen und ihr
vorzuspiegeln, er habe alles Vermögen im Spiel verloren. Das tut er
denn auch und bittet sie, ihn im Hinblick auf seine früheren grossen
Aufwendungen trotzdem aufzunehmen. Das Erwartete tritt ein: *elle*
luy ferma l'uys, en l'appellant malostru, et luy dist qu'elle n'avoit que
faire de luy ne de sa compaignie. Nun weiss er ja genug: Robinette
liebt ihn nicht. Nach einer reumütigen und offenerzigen Beichte

1) Die Erzählung steht in der Sammlung Langlois' Nouv. fr. du XV^e s., S. 39 f. und geht unzweifelhaft auf das Fabliau des 13. Jahrh. 'La pleine bourse de sens' von Jean le Galois zurück (Fabl. MR. III, 88). Auf dieses werden wir im II. Teil zurückkommen.

2) Im allgemeinen hatten die Frauen ihren Männern in diesem Punkte nichts vorzuwerfen, denn sie machten es nicht anders; so vergnügt sich in dem Fabliau Du Prestre et de la Dame (Fabl. MR. II, S. 235) die Frau des Bürgers, während er auf dem Markt ist, mit dem Priester. Cf. ferner Le dit dou sou-
cretain (Fabl. MR. VI, 117); Du Segretain ou du Moine (ibid. V, 115—131); Du Segretain moine (V, 215—242). Ausserdem noch die Bestrafung des eifersüchtigen Gatten, der von der Frau zum Markt geschickt und von ihr hintergangen wird in der Farce du Poulier (um 1500, Rouen). Angesichts dieser Tatsachen und besonders des zweifelhaften Benehmens der Kaufmannsfrauen (s. Tl. II), müssten die sittlichen Verhältnisse im M.A. fürchterlich gewesen sein, denn die sittliche Stellung der Frau in den Fabl. ist durchweg sehr niedrig (cf. Preime, 'Die Frau in den afrz. Fabl.', Diss., Gött. Cassel 1901); dabei ist noch zu bedenken, dass diese Gedichte von einer grossen Anzahl verschiedener Dichter herrühren, die in diesem Urteil übereinstimmen. Dem gegenüber darf man andererseits nicht vergessen, dass die Fabliaux für die unteren Schichten verfasst sind und namentlich auf Märkten wahrscheinlich einen reissenden Absatz fanden. Je derber die Zoten, desto lieber waren sie diesem Publikum. So darf unser Urteil über die Frau doch etwas milder ausfallen.

nimmt ihn seine Frau wieder freundlich auf, weil sie nun sicher sein kann, dass ihr Mann von seinem Wandel ablassen wird.

Eine Anschauung von dem üblen Marktgesindel haben wir schon bekommen, ausserdem gibt uns die Literatur noch nähere Nachrichten über berufsmässige Räuber, die mit Gewalt oder List die Dummheit und Hilflosigkeit der Marktbesucher sich zu nutze machten. Für letztere gab es übrigens Schutzgesetze: *tuit cil qui font ou marchié, ou en alant ou en venant du marchié, font ou conduit le conte et doivent avoir fauf aler et fauf venir* (Beauv. § 839); nur waren die gewiegten Räuber zu gerissen, als dass sie sich fassen liessen. Dem Dieb, dessen geradezu verblüffend genialen Streich das Fabliau De Brifaut (Fabl. MR. IV, 150) 'verherrlicht', können wir trotz alledem unsere Bewunderung nicht versagen. Der Gegenstand seines Streiches ist natürlich wieder ein Bauer, und zwar der in der Überschrift genannte Brifaut, der auf dem Markte zehn Ellen kostbares Tuch erstanden, es aber unvorsichtigerweise einfach über seine Schulter gehängt hat, indem er es vorn seine Zehen herühren und hinten am Boden schleifen lässt. Sofort schleicht sich ein Dieb hinter ihm her:

·I· leres derrieres venoit
 Qui s'apensa d'une grant guille:
 ·I· fil en une aguille enfile,
 La toille soz lieve de terre
 Et mout pres de son piz la serre;
 Si l'aqueust devant a sa cote,
 Pres a pres do vilain se frote
 Qui enbatuz s'ert en la fole.

Nach und nach näht sich der Dieb das Tuch also lagenweise an seinem Anzuge fest und schlägt sich ins Gedränge. Köstlich muss der Anblick des Bauern gewesen sein, als er aus seinem Hinbrüten erwacht und seinen Verlust entdeckt! Seine herzzereissenden Klagen locken sofort Neugierige herbei, unter denen sich auch — unglaublich aber wahr — der Dieb selbst befindet. Mit dem teilnehmendsten Gesicht von der Welt tritt er von vorn an den Bauer heran und lässt sich von ihm den Grund seiner Betrübniß erklären. Wie es denn man bloss möglich gewesen wäre, das Tuch zu verlieren? Er sei schlauer:

„Se l'ëusses ausi¹⁾ cosue
 A tes dras com je a la moie,
 Ne l'ëusses gitiee en voie.“

Und nun zuguterletzt der Empfang durch die Bäuerin bei seiner Heimkehr; ihr kommt die Sache doch höchst verdächtig vor, sie arg-

1) Dabei zeigt er auf das Tuch, das er eben erst dem Bauern gestohlen hat!!

wöhnt, ihr Mann habe das Geld für sich verbraucht und droht ihm deshalb mit dem Finger: *Brifaut, vos l'avez brifaudee!*

Der Mädchenhandel, der hauptsächlich, wie schon gesagt, in den Hafentorten in Blüte stand, war auch auf den grossen Weltmärkten im Schwange. Wie herzlos die saubern Gesellen bei ihrem Geschäft verfahren, zeigt die ganze Art und Weise, mit der die zehn Räuber die schöne Biatris auf der grossen Weihnachtsmesse bei Paris an den Mann zu bringen verstehen. Glücklicherweise im Besitz der schönen Beute, schlägt einer der Bande vor:

Laissons la bele garder sa caasté,
Si le fervons par bone volenté
Et le menons vers Paris la cité
A une foire qui est après Noël! (Herv. 1184.)

Der Vorschlag wird sofort angenommen; auf der Messe findet sich als Käufer der junge Hervis, der nach einigem Feilschen sie für 15000 Mk. erhält (Vers 1372). Die Ironie des Schicksals will jedoch, dass drei junge Vornehme den Handel belauscht haben und dem jungen Paare auf dem Wege nach Hervis' Heimat auflauern.

So lockte die Berechnung, auf Märkten Abnehmer für ihren Raub zu finden, immer viel Gesindel herbei. Anfangs glückt auch drei Brüdern der Plan, ein wertvolles Pferd aus dem Stall der Königin zu stehlen (Dolop. 8092). Weil das Tier aber gut bewacht wird, kundschaften sie vorher das Lieblingsfutter des Pferdes aus. Als ihnen dies gelungen, wickeln sie ihren jüngsten Bruder in ein grosses Bündel der betreffenden Futtersorte ein und verkaufen es auf dem Markte an den Stallaufseher (Vers 8107 f.), der sich zwar über die schwere Last gewundert haben mag, trotzdem aber nichts merkt und das Bündel in den Stall schafft, diesen verschliesst und sich darauf entfernt. Sofort wickelt sich der Räuber aus seiner Umschnürung, sattelt das Pferd, verstopft die kleinen zum Schmuck am Zaumzeug angebrachten Schellen mit Wachs und öffnet den Stall. Als er jedoch eben im Begriff steht, davonzustürmen, wird er von einer Nachtpatrouille bemerkt und nach kurzer Gegenwehr mitsamt seinen Brüdern, die ihm zu Hilfe eilen, gefangen.

Genug der Räuberstreiche!

Zum Schluss nur noch ein paar Worte über die schlimmste Sorte, die Mörder. „Der Tod lauert auf Märkten“ klagt Helinant III.:

Morz qui en toz lieus as tes rentes,
Qui de toz marchiez as tes ventes,
Qui les riches ses desutier, . . .
Qui quiers les voies et les sentes
O l'en se seut empalier:
Je vueil mes amis falier
Par toi, que tu les espöntes.

Das Fabliau *Du segretain moine* (Fabl. MR. V, 215) erzählt, wie ein reicher Wechsler im Walde auf dem Rückwege von der Messe, auf der er gute Geschäfte gemacht hat, überfallen wird. Er selbst kommt zwar lebendig mit dem Verlust seiner Börse davon, muss aber sehen, wie sein Diener ermordet wird. Der Verlust des Geldes zieht aber noch weitere Kreise: auch seine Freunde und Nachbarn, die ihm Geld geliehen haben, haben nun das Nachsehen:

Or n'a il gaires de gaaigne:
 Quar, cil qui baillié li avoient
 Lor avoir, que ravoit quidoient
 Quant i revendroit de la foire,
 D'ient: „Cil a malvais affaire:
 Qu'avez vos fait de nostre argent?“

Glücklicherweise kann er seine Freunde durch drei Mühlen schadlos halten, seine Frau aber findet unter diesen Zahlenmenschen mit weiblichem Takt gleich richtig heraus, welches das grösste Unglück bei der ganzen Geschichte ist:

. perte puet l'on recoverer,
 Mais mort ne puet l'on reftorer. —

Wie böse konnte es werden, wenn man auf Grund kurzer Markt-bekanntheit Leuten, die sich als Reisebegleiter einem zugesellten, zu sehr vertraute und die Mahnung nicht beherzigte *il fait bon savoir en quelle compaignie on se met!* Sonst konnte es einem ergehen, wie jenem Schweinehändler in der Novelle „D'ung larron et murdrier nommé Thibault Le Roux“. Dieser nämlich, zum Tode verurteilt, legte das folgende Geständnis ab: Vorige Weihnachten habe er auf dem Markt in Paris den Schweinehändler Darian kennen gelernt, der 100 livres aus seinen Verkäufen erzielt hatte. Da der Kaufmann nach Nantes gewollt, so habe er selbst angegeben, das Ziel seines Weges sei Angiers, dann könnten sie ja zusammen gehen. Gesagt, getan. Beide hätten sie nun unterwegs dieselbe Herberge bezogen, doch sei er nachts aufgestanden und habe den Wirt bezahlt, weil er — angeblich — nach Vendôme aufs Gericht müsse; seinen Begleiter wolle er zurücklassen, er möge sich deshalb seiner annehmen. Der arglose Wirt habe ihm daraufhin die Tür geöffnet, doch sei er selbst bald darauf wieder durchs Fenster eingestiegen; *Il print le marchand qu'il avoit estouffé et tous ses vestemens et abillemens, et tout gentement lez mist ou fons du lit, puis refist le lit et dedens se coucha*¹⁾. Am folgenden Morgen habe er sich sehr krank gestellt, auch sein Testament gemacht, und, um ungestört zu sein, den Wirt gebeten, sich zu entfernen. Darauf: *se leva*

¹⁾ Um die Gemütsruhe könnte man ihn fast beneiden!